

Jünglingsjahre

Lew Tolstoi

Jünglingsjahre

Lew Tolstoi

Leo Tolstoj

Deutsch von Hanny Brentano
Mit Bildschmuck von Prof. A. Brentano

Regensburg

Druck und Verlag von Josef Habbel

Was ich als den Anfang der Jünglingsjahre betrachte.

Ich habe gesagt, daß meine Freundschaft mit Dmitrij mir eine neue Anschauung vom Leben, von seinem Zwecke und seinen Beziehungen enthüllt hatte. Das Wesentliche dieser Anschauung bestand in der Überzeugung, daß der Mensch bestimmt sei, nach sittlicher Vervollkommenung zu streben, und daß diese Vervollkommenung leicht, möglich und ewig sei. Aber ich freute mich vorläufig nur an der Entdeckung der neuen Ideen, die aus dieser Überzeugung entsprangen, und am Entwerfen glänzender Pläne für eine sittliche, tatenreiche Zukunft, während mein Leben ebenso kleinlich, verworren und müßig blieb wie bisher.

Die tugendhaften Gedanken, die in den Gesprächen mit meinem vergötterten Freunde Dmitrij – dem »prächtigen Mitja«, wie ich ihn bisweilen im stillen nannte, –

entwickelt wurden, gefielen vorläufig nur meinem Verstande, nicht meinem Gefühl. Aber es kam eine Zeit, wo diese Gedanken mit einer so frischen Kraft der moralischen Erkenntnis meinen Kopf erfüllten, daß ich erschrak, wenn ich bedachte, wieviel Zeit ich unnütz vergeudet hatte, und dann wollte ich sofort, in demselben Augenblick, diese Gedanken auf das Leben anwenden, mit der festen Absicht, ihnen nie mehr untreu zu werden.

Und von dieser Zeit an rechne ich den Anfang meines *Jünglingsalters*.

Ich stand damals vor der Vollendung meines sechzehnten Lebensjahres. Nach wie vor kamen Lehrer zu mir; St. Jérôme beaufsichtigte meine Studien, und ich bereitete mich mit Widerwillen und Unlust für die Universität vor. Außer dem Unterricht beschäftigten mich einsame, unzusammenhängende Träumereien und Betrachtungen, Turnübungen, die mich zum stärksten Mann der Welt machen sollten, ziel- und gedankenloses Umhergehen in

allen Zimmern und häufiges Betrachten meiner selbst im Spiegel, von dem ich übrigens stets mit einem bedrückenden Gefühl der Niedergeschlagenheit und selbst des Widerwillens fortging, Ich überzeugte mich, daß mein Äußeres nicht nur nicht hübsch war, sondern daß ich mich auch nicht einmal mit dem in ähnlichen Fällen üblichen Troste beruhigen konnte, – ich konnte nicht sagen, daß ich ein ausdrucksvolles, kluges oder vornehmes Gesicht hätte. Da war gar nichts Ausdruckvolles, die allergewöhnlichsten, derbsten und häßlichsten Züge; meine kleinen grauen Augen waren, besonders wenn ich in den Spiegel sah, eher dumm als klug. An Männlichkeit fehlte es noch mehr; obgleich ich für mein Alter groß und sehr stark war, hatten alle Züge meines Gesichtes etwas Weiches, Schlaffes, Unbestimmtes. Selbst das Vornehme fehlte ganz und gar, im Gegenteil, mein Gesicht war wie das eines einfachen Bauern, ich hatte auch ebenso große Hände und Füße, und das erschien mir damals als eine große Schande.

Frühling.

In dem Jahr, in welchem ich die Universität bezog, fiel das Osterfest spät in den April, so daß die Prüfungen auf die Woche nach dem Sonntage Quasimodogeniti 1. Sonntag nach Ostern angesetzt waren, und somit mußte ich in der Passionswoche sowohl zu den Sakramenten gehen als auch mein Studium fürs Examen beenden.

Das Wetter war nach dem nassen Schnee – von dem Karl Iwanowitsch zu sagen pflegte: »Der Sohn löst den Vater ab,« – schon seit etwa drei Tagen windstill, warm und klar. Auf den Straßen sah man kein Fleckchen Schnee mehr, statt des schmutzigen Breies erschienen das feuchtglänzende Pflaster und schnell dahinrieselnde Rinnsale. Von den Dächern tauten im Sonnenschein die letzten Tröpfchen herab, im Vorgärtchen schwellen die Knospen der Bäume, auf dem Hofe führte ein trockener Pfad zum Pferdeställe

hin, vorüber am gefrorenen Düngerhaufen, und an der Veranda grünte zwischen den Steinen moosiges Gras. Es war die Zeit des Frühlings, die am allerstärksten auf die menschliche Seele einwirkt: überall helles, leuchtendes, aber nicht heißes Sonnenlicht, Bächlein und von Schnee befreite Stellen, duftige Frische in der Luft und ein zartblauer Himmel mit langen, durchsichtigen Wölkchen. Ich weiß nicht warum, aber mir scheint dieses erste Frühlingserwachen in der großen Stadt noch fühlbarer und mächtiger auf die Seele zu wirken, – man sieht weniger davon, aber man ahnt desto mehr. Ich stand vor dem Fenster, durch dessen Doppelscheiben die Morgensonne staubige Strahlen auf den Fußboden meines mir bis zur Unerträglichkeit überdrüssig gewordenen Unterrichtszimmers warf, und bemühte mich, an der Tafel eine lange algebraische Gleichung zu lösen. In einer Hand hielt ich die zerrissene, zerdrückte »Algebra« von Franker, in der andern ein kleines Stück Kreide, mit der ich schon beide Hände, mein Gesicht und die Ellbogen meines

Rockes beschmutzt hatte. Nikolaj – mit vorgebundener Schürze und aufgestreiften Ärmeln – schlug an dem Fenster, das in das Vorgärtchen führte, die Winterverklebung ab und bog die Nägel zurück. Seine Arbeit und das Geklopfe, das er vollführte, störten meine Aufmerksamkeit. Überdies war ich in sehr schlechter, mißvergnügter Stimmung. Alles mißglückte mir: ich hatte bei Beginn der Rechnung einen Fehler gemacht, so daß ich noch einmal von vorne anfangen mußte; die Kreide hatte ich zweimal fallen lassen, ich fühlte, daß ich mir Gesicht und Hände schmutzig gemacht hatte, der Schwamm war nicht zu finden, der Lärm, den Nikolaj machte, ließ meine Nerven schmerzlich erzittern. Ich hatte Lust, mich zu ärgern und zu schelten; ich warf Kreide und Buch beiseite und begann im Zimmer auf- und niederzugehen. Doch da erinnerte ich mich, daß wir heute zur Beichte gehen sollten und daß ich mich daher von allem Bösen zurückhalten mußte, und plötzlich überkam mich ein eigentümlicher, sanfter Gemütszustand, und ich trat an Nikolaj heran.

»Erlaube, daß ich dir helfe, Nikolaj,« sagte ich, indem ich mich bemühte, in sanftestem Tone zu sprechen; der Gedanke, daß ich gut handelte, wenn ich meinen Ärger unterdrückte und ihm half, verstärkte in mir noch diese weiche Gemütsstimmung.

Die Verklebung war heruntergeklopft, die Nägel waren zurückgebogen, aber obgleich Nikolaj mit aller Kraft an dem Querholz zog, gab der Fensterrahmen nicht nach.

»Wenn der Rahmen jetzt, sobald ich ziehen helfe, herauskommt,« dachte ich, »so bedeutet es Sünde, und ich darf heute nicht mehr studieren.« Der Rahmen gab seitwärts nach und ließ sich herausnehmen.

»Wohin soll ich ihn tragen?« fragte ich.

»Erlauben Sie, ich werd' allein fertig werden,« erwiderte Nikolaj, sichtlich erstaunt und, wie es schien, gar nicht zufrieden mit meinem Eifer; »man darf sie nicht verwechseln, ich habe sie dort in der Bodenkammer nach Nummern geordnet.«

»Ich werd' ihn mir merken,« sagte ich, den Rahmen hochhebend. Ich glaube, wenn die Bodenkammer zwei Werst entfernt und der Fensterrahmen doppelt so schwer gewesen wäre, so hätte mich das gefreut. Ich wollte mich abmühen, indem ich Nikolaj diese Gefälligkeit erwies. Als ich ins Zimmer zurückkam, waren die Ziegelsteinchen und Salzpyramidchen bereits auf dem Fensterbrett zusammengeschoben, und Nikolaj kehrte mit einem Flederwisch Sand und schläfrige Fliegen zum offenen Fenster hinaus. Die frische, wohlriechende Luft war schon ins Zimmer gedrungen und füllte es ganz. Durch das Fenster tönte der Lärm der Stadt und das Zwitschern der Sperlinge im Vorgarten.

Alle Gegenstände waren hell beleuchtet, das Zimmer sah heiterer aus, ein leichter Frühlingswind bewegte die Blätter meiner Algebra und die Haare auf Nikolajs Kopf. Ich trat ans Fenster, setzte mich aufs Fensterbrett, beugte mich hinaus in den Vorgarten und versank in Gedanken.

Ein mir neues, außerordentlich starkes und angenehmes Gefühl erfüllte plötzlich meine Seele. Die feuchte Erde, aus der hier und da hellgrüne Grashalme auf gelben Stengeln hervorsproßten, die in der Sonne glänzenden Bächlein, in denen Erdstückchen und Späne tanzten, die rötlich schimmernden Fliederzweige mit den dicken Knospen, die gerade unter meinem Fenster schaukelten, das geschäftige Zwitschern der Vöglein, die im Gesträuch hin- und herflatterten, der schwärzliche, von zergehendem Schnee nasse Zaun und vor allem die würzige, feuchte Luft und der fröhliche Sonnenschein, – all das sprach zu mir laut und verständlich von etwas Neuem, Schöнем, das ich zwar nicht so wiedergeben kann, wie es zu mir sprach, aber das ich mich bemühen will, so wiederzugeben, wie ich es aufnahm, – alles sprach mir von Schönheit, Glück und Tugend, sagte mir, daß eines und das andere für mich leicht und erreichbar sei, daß eines ohne das andere nicht sein könne, und sogar, daß Schönheit, Glück und Tugend ein und dasselbe seien. »Wie habe ich das

nicht verstehen können? Wie schlecht war ich früher! Wie gut und glücklich könnte und kann ich doch in Zukunft sein!« sprach ich zu mir selbst; »gleich, gleich, noch in diesem Augenblick muß ich ein anderer Mensch werden und ein neues Leben beginnen!« Dessenungeachtet saß ich noch lange untätig und in Träumereien versunken auf dem Fensterbrett.

Ist es euch einmal passiert, daß ihr euch an einem Sommernachmittage bei trübem, regnerischem Wetter schlafen legtet und, bei Sonnenuntergang erwachend, die Augen aufschlugt und durch das Fensterviereck, welches unterhalb der leinenen, aufgeblähten und gegen das Fensterbrett schlagenden Stores sichtbar ist, die regennasse, violett schimmernde Schattenseite einer Lindenallee und den feuchten Gartenpfad, der von schrägfallenden Sonnenstrahlen beleuchtet ist, erblicktet, plötzlich das lustige Treiben der Vögel im Garten hörtet und die Insekten sahet, die, von der Sonne durchleuchtet, in der Fensteröffnung umherflattern, den Duft

der regenfrischen Luft spürtet und euch dachtet: »Schäme ich mich denn wirklich nicht, einen solchen Abend zu verschlafen!« und daß ihr dann schnell aufsprangt, um in den Garten zu gehen und euch des Lebens zu freuen? Wenn euch das je passiert ist, so habt ihr einen Begriff von dem mächtigen Gefühl, das ich in jener Stunde empfand.

Unser Familienkreis.

Papa war in diesem Frühling selten zu Hause, dafür war er aber, wenn das der Fall war, außerordentlich heiter, klimperte auf dem Klavier seine Lieblingsstückchen, machte süße Äuglein und erfand über uns alle und über Mimi allerhand Späße; z. B., daß ein grusinischer Prinz Mimi auf dem Eisplatz gesehen und sich in sie so verliebt habe, daß er eine Bittschrift um Scheidung an den Synod eingereicht, oder daß ich zum Gehilfen des Wiener Botschafters ernannt sei, – und mit ernstem Gesicht teilte er uns diese Neuigkeiten mit. Er schreckte Katjenka mit Spinnen, vor denen sie große Angst hatte; er war sehr freundlich mit unseren Freunden Dubkow und Nechljudow, und er erzählte uns und unseren Gästen unaufhörlich von seinen Plänen für das nächste Jahr. Obgleich diese Pläne sich fast jeden Tag veränderten und einander widersprachen, waren sie so anziehend, daß wir aufmerksam zuhörten,

und Ljubotschka förmlich an Papas Lippen hing, als fürchte sie ein Wort zu verlieren. Diese Pläne bestanden bald darin, daß er uns in Moskau an der Universität lassen und selbst mit Ljubotschka auf zwei Jahre nach Italien reisen wollte; bald beabsichtigte er ein Gut am Südufer der Krim zu kaufen und jeden Sommer dort zu verbringen; dann wieder wollte er mit der ganzen Familie nach Petersburg übersiedeln usw. Aber außer der beständigen Heiterkeit war mit Papa in der letzten Zeit noch eine Veränderung vorgegangen, die mich sehr wunderte: er ließ sich einen modernen Anzug machen, einen olivenfarbigen Frack, moderne Beinkleider mit Strippen und einen langen Überrock, der ihm sehr gut stand, und oft duftete er herrlich nach Parfüm, wenn er ausfuhr, um Besuche zu machen. Ich erfuhr durch Nikolaj – denn uns erzählte Papa nichts von seinem Kartenspiel –, daß er in diesem Winter mit besonderem Glück gespielt hatte; er sollte schrecklich viel gewonnen, das Geld in die Bank gelegt und sich vorgenommen haben, in diesem Frühling nicht mehr zu spielen.

Weil er wahrscheinlich fürchtete, diesen Vorsatz nicht ausführen zu können, wollte er so schnell als möglich aufs Land fahren; er beschloß sogar, meinen Eintritt in die Universität nicht abzuwarten, sondern gleich nach Ostern mit den Mädchen nach Petrowskoje zu gehen, wohin Wolodja und ich später Nachkommen sollten.

Wolodja war den ganzen Winter bis in den Frühling hinein unzertrennlich von Dubkow (seine Beziehungen zu Dmitrij begannen kälter zu werden). Ihr Hauptvergnügen bestand, soviel ich aus den Gesprächen, die ich hörte, schließen konnte, darin, daß sie beständig Champagner tranken, Schlitten fahren, und zwar an den Fenstern der Dame vorüber, in die sie, wie es schien, beide zugleich verliebt waren, und daß sie nicht mehr auf Kinderbällen, sondern auf wirklichen Bällen vis-a-vis tanzten. Obwohl Wolodja und ich uns sehr gern hatten, trug dieser letzte Umstand viel dazu bei, uns einander zu entfremden; wir fühlten einen zu großen Unterschied zwischen dem Knaben, der noch Stunden

nimmt, und dem jungen Mann, der auf großen Bällen tanzt, um uns gegenseitig unsere Gedanken mitzuteilen. Katjenka war schon ganz erwachsen, las sehr viele Romane, und der Gedanke, daß sie bald heiraten könne, erschien mir nicht mehr als Scherz; aber obgleich auch Wolodja erwachsen war, traten sie einander nicht näher und schienen sich sogar gegenseitig zu hassen. Überhaupt interessierte Katjenka, wenn sie allein zu Hause war, sich für nichts anderes als für ihre Romane und langweilte sich meist; wenn aber fremde Herren zugegen waren, so wurde sie sehr lebhaft und liebenswürdig und begann ein Augenspiel, von dem ich durchaus nicht begriff, was sie damit bezwecken wollte. Erst später, als ich im Gespräch von ihr hörte, daß die einzige, einem jungen Mädchen erlaubte Koketterie die Koketterie der Augen sei, konnte ich mir diese sonderbaren, unnatürlichen Augenverdrehungen erklären, über welche die andern, wie mir schien, sich gar nicht wunderten. Auch Ljubotschka begann schon fast ganz lange Kleider zu tragen, so

daß man ihre Gänsefüße beinahe gar nicht mehr sah, aber sie war noch dieselbe Heulliese wie früher; sie träumte nicht mehr davon, einen Husaren zu heiraten, sondern einen Sänger oder Musiker, und widmete sich daher eifrig der Musik. St. Jérôme, welcher wußte, daß er nur bis zum Abschluß meiner Prüfungen in unserm Hause bleiben werde, hatte sich bei einem Grafen eine Stelle gesucht und sah seither mit einer gewissen Geringschätzung auf uns herab. Er war selten zu Hause, begann Zigaretten zu rauchen, was damals als besondere Eleganz galt, und piff beständig allerlei lustige Melodien. Mimi wurde mit jedem Tag griesgrämiger und schien von der Zeit an, wo wir alle anfangen, erwachsen zu sein, von niemand und von nichts etwas Gutes zu erwarten.

Als ich zu Mittag kam, traf ich im Speisezimmer nur Mimi, Katjenka, Ljubotschka und St. Jérôme; Papa war nicht zu Hause und Wolodja arbeitete mit den Kameraden auf seinem Zimmer fürs Examen und hatte gebeten, daß man ihm

das Mittagessen aufs Zimmer bringe.
Überhaupt nahm in der letzten Zeit Mimi, welche niemand von uns respektierte, bei Tisch zumeist den ersten Platz ein, und das Diner hatte viel von seiner früheren Pracht verloren; es war nicht mehr wie zu mamans oder Großmamas Zeiten eine gewisse Feierlichkeit, die zur bestimmten Stunde die ganze Familie vereinigte und den Tag in zwei Hälften teilte. Wir erlaubten uns zu spät zu kommen, erst beim zweiten Gang zu erscheinen, den Wein aus Wassergläsern zu trinken (wozu St. Jérôme selbst das Beispiel gab), uns auf dem Stuhle zu lümmeln, vor dem Ende des Mahles aufzustehen und ähnliche Freiheiten. Von der Zeit an hörte das Diner auf, wie früher ein tägliches Freudenfest für die Familie zu sein, wie das in Petrowskoje der Fall gewesen war, wenn wir alle um zwei Uhr gewaschen, umgekleidet im Salon saßen und lustig plaudernd die bestimmte Stunde erwarteten. Genau um die Zeit, wenn die Uhr in der Offiziantenstube zu schnarren begann, um zwei zu schlagen, trat mit leisen Schritten Foka, die Serviette über

dem Arm, mit würdevollem, ein wenig strengem Gesicht ins Zimmer. »Das Essen ist aufgetragen,« verkündete er mit lauter, gedehnter Stimme, und mit heiteren, zufriedenen Gesichtern begaben sich alle, die älteren voraus, die jüngeren hinterher, mit den steifen Röcken rauschend, mit den Stiefeln und Schuhen knarrend, ins Speisezimmer und nahmen unter halblautem Geplauder ihre bestimmten Plätze ein. Oder wie es in Moskau zu sein pflegte, wenn alle in leisem Gespräche vor der gedeckten Tafel im Speisezimmer standen und auf Großmama warteten, welcher Gabriel die Meldung brachte, daß das Essen serviert sei; dann öffnete sich plötzlich die Tür, man hörte das Rauschen eines Kleides, das Scharren von Füßen, und Großmama trat – in einem Häubchen mit Bändern von ungewöhnlicher lila Farbe, lächelnd oder unfreundlich zur Seite blickend (je nach ihrem Befinden) – gravitatisch aus ihrem Zimmer. Gabriel stürzte auf ihren Lehnstuhl zu, die Stühle wurden gerückt, und mit dem Gefühl eines über den Rücken laufenden Schauers – des

Vorboten guten Appetits – faßte man die feuchte, gestärkte Serviette, kaute ein Stückchen Brot und blickte mit ungeduldiger und freudiger Gier, sich unter dem Tisch die Hände reibend, auf die Teller voll dampfender Suppe, welche der Haushofmeister nach Rang, Alter und Großmamas Weisungen jedem von uns servierte.

Wenn ich jetzt zum Mittagessen kam, fühlte ich weder Freude noch Aufregung.

Mimis, St. Jérômes und der Mädchen Geschwätz über die schrecklichen Schuhe des russischen Lehrers, über die Kleider mit Volants der Prinzessinnen Kornakow usw., dieses Geschwätz, das mir früher aufrichtige Verachtung einflößte, die ich Ljubotschka und Katjenka gegenüber auch nicht verhehlte, störte mich nicht in meiner neuen, tugendhaften Stimmung. Ich war ungewöhnlich sanft, hörte mit freundlichem Lächeln zu, bat höflich, mir den Kwas herüberzureichen, und ärgerte mich auch nicht über St. Jérôme, wenn er mir einen

Satz korrigierte, den ich bei Tisch aussprach, und mir sagte: *je puis* klinge besser als *je peux*. Ich muß jedoch gestehen: es war mir ein wenig unangenehm, daß niemand meine Sanftmut und meine Tugend bemerkte. Ljubotschka zeigte mir nach Tisch einen Zettel, auf dem sie alle ihre Sünden verzeichnet hatte; ich fand, daß das sehr gut sei, noch besser aber sei es, alle seine Sünden in seiner Seele aufzuzeichnen, und daß alles dieses nicht »das Richtige« sei.

»Warum denn nicht?« fragte Ljubotschka.

»Nun, es ist ja auch so gut, du wirst mich nicht verstehen.« Und ich ging hinauf in mein Zimmer, indem ich zu St. Jérôme sagte, ich hätte zu arbeiten, eigentlich aber nur deshalb, weil ich vor der Beichte, bis zu der ich noch eineinhalb Stunden Zeit hatte, für das ganze Leben ein Verzeichnis aller meiner Pflichten und Beschäftigungen anlegen, und Ziele und Grundsätze des Lebens, nach denen ich immer ohne

abzuweichen handeln wollte, zu Papier zu bringen beabsichtigte.

Lebensregeln.

Ich nahm ein Blatt Papier und wollte vor allen Dingen meine Pflichten und Arbeiten für das nächste Jahr verzeichnen. Das Papier mußte liniert werden, da ich aber kein Lineal fand, benützte ich dazu das lateinische Wörterbuch; aber abgesehen davon, daß ich, mit der Feder am Wörterbuch entlang fahrend und es dann fortschiebend, statt der Linie auf dem Papier eine längliche Tintenpfütze gemacht hatte, reichte das Buch auch nicht über das ganze Blatt, und die Linie war an der Ecke umgebogen. Ich nahm ein anderes Blatt, schob das Wörterbuch weiter und nun gelang das Linieren einigermaßen. Nachdem ich meine Pflichten in drei Arten zerlegt hatte: in die Pflichten gegen mich selbst, gegen meinen Nächsten und gegen Gott, begann ich die ersteren niederzuschreiben; es stellte sich aber heraus, daß sie so zahlreich und so verschiedenartig waren und daß es so viele

Unterabteilungen gab, daß es mir nötig erschien, zuerst die »Lebensregeln« niederzuschreiben und dann erst das Verzeichnis zu entwerfen. Ich nahm sechs Bogen Papier, nähte sie zu einem Heft zusammen und schrieb darauf »Lebensregeln«. Dieses Wort war so schief und ungleichmäßig geschrieben, daß ich lange überlegte, ob ich es nicht lieber umschreiben sollte, und mich beim Anblick des zerrissenen Planes und der mißratenen Aufschrift quälte. Warum war in meiner Seele alles so klar und schön, und warum erschien es auf dem Papier und überhaupt im Leben so häßlich, wenn ich etwas von dem, was ich dachte, verwirklichen wollte?

»Der Beichtvater ist da, bitte herunterzukommen und die Glaubenssätze anzuhören,« meldete Nikolaj.

Ich verbarg das Heft in der Tischlade, warf einen Blick in den Spiegel, kämmte mein Haar in die Höhe, was mir meiner Überzeugung nach ein gedankenvolles Aussehen gab, und ging hinunter ins

Divanzimmer, wo schon ein mit einem Tuch bedeckter, mit einem Heiligenbild und brennenden Wachskerzen bestellter Tisch stand; Papa trat zu gleicher Zeit mit mir durch die andere Tür ins Zimmer. Der Beichtvater, ein weißhaariger Mönch mit strengen, greisenhaften Zügen, erteilte Papa den Segen; Papa küßte seine kleine, breite, dürre Hand, ich tat das Gleiche.

»Ruft Wolodja,« sagte Papa, »wo ist er? Oder nein, er beichtet ja in der Universität.«

»Er arbeitet mit dem Fürsten,« sagte Katjenka und blickte dabei Ljubotschka an. Ljubotschka wurde plötzlich rot, runzelte die Stirn, stellte sich, als habe sie irgend welche Schmerzen und ging hinaus. Ich folgte ihr. Sie blieb im Salon stehen und schrieb mit einem kleinen Bleistift noch etwas auf ihren Zettel.

»Was, hast du noch eine neue Sünde?« fragte ich.

»Nein, nichts, nur so,« antwortete sie errötend.

In diesem Moment ertönte im Vorzimmer die Stimme Dmitrijs, der von Wolodja Abschied nahm.

»Für dich ist alles eine Versuchung,« sagte Katjenka, ins Zimmer tretend und sich zu Ljubotschka wendend.

Ich konnte nicht begreifen, was mit meiner Schwester vorging: sie war so verlegen, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten und daß ihre Verwirrung, sich zum äußersten Grade steigend, in Ärger gegen sich selbst und gegen Katjenka ausartete, die sie offenbar reizte.

»Man sieht gleich, daß du eine Ausländerin bist!« (Nichts konnte Katjenka tiefer kränken als die Bezeichnung Ausländerin, daher gebrauchte Ljubotschka auch den Ausdruck.) »Vor einer solchen Feier –« fuhr sie in wichtigem Tone fort, »und du bringst mich absichtlich aus der Stimmung, – du

solltest doch begreifen, es ist doch durchaus kein Scherz –«

»Weißt du, Nikolenka, was sie aufgeschrieben hat?« fragte Katjenka, die durch die Bezeichnung Ausländerin gekränkt war, »sie hat geschrieben –«

»Ich hätte nie geglaubt, daß du so schlecht bist,« rief Ljubotschka in Tränen ausbrechend und von uns fortgehend, »in einem solchen Augenblick und absichtlich immer und ewig einen zur Sünde verleiten! Ich kümmere mich doch auch nicht um deine Gefühle und um deine Leiden!«

Die Beichte.

Zerstreut kehrte ich in das Divanzimmer zurück, als sich alle dort versammelt hatten und der Geistliche sich erhob, um das Gebet vor der Beichte zu sprechen. Aber als inmitten des allgemeinen Schweigens die ausdrucksvolle, strenge Stimme des Mönches, der das Gebet sprach, ertönte, und besonders als er die Worte an uns richtete: »Enthüllet alle eure Versündigungen ohne Scham, ohne Hehl und ohne Beschönigung, und eure Seele wird rein werden vor Gott; wenn ihr aber etwas verheimlicht, werdet ihr eine schwere Sünde begehen,« – kehrte mir die Empfindung des frommen Schauers zurück, die ich am Morgen bei dem Gedanken an die bevorstehende Feierlichkeit empfunden hatte. Ich fand sogar einen Genuß in dem Bewußtsein dieses Zustandes und bemühte mich, ihn zu verlängern, indem ich alle Gedanken, die mir in den Sinn kamen,

abwies und mich anstrengte, eine gewisse Furcht zu empfinden.

Als erster ging Papa zur Beichte. Er blieb sehr lange in Großmamas Zimmer, und während dieser ganzen Zeit saßen wir andern alle schweigend im Divanzimmer oder besprachen im Flüstertone, wer zuerst an die Reihe kommen würde. Endlich ertönten hinter der Tür die Stimme des betenden Mönches und Papas Schritte; die Tür knarrte, und Papa trat heraus, seiner Gewohnheit gemäß hüstelnd, die Achseln zuckend und niemand von uns ansehend.

»Nun, jetzt gehst du hinein, Ljuba, aber paß auf, daß du alles sagst, du bist ja meine große Sünderin!« sagte Papa heiter, indem er sie in die Wange kniff.

Ljubotschka wurde blaß und rot, zog ihren Zettel unter der Schürze hervor, verbarg ihn wieder, senkte den Kopf und schritt, den Hals einziehend, als wenn sie von oben her einen Schlag erwarte, durch die Tür. Sie

blieb nicht lange, aber als sie heraustrat,
zuckten ihre Schultern vor Schluchzen.

Endlich, nach der hübschen Katjenka, die
lächelnd aus der Tür trat, kam ich an die
Reihe. Ich ging mit derselben dumpfen
Angst und mit dem Wunsche, diese Angst
absichtlich in mir immer mehr und mehr zu
entfachen, in das halbdunkle Zimmer; der
Geistliche stand vor dem Betstuhl und
wandte mir langsam sein Antlitz zu.

Ich blieb nicht länger als fünf Minuten in
Großmamas Zimmer, aber als ich
herauskam, fühlte ich mich sehr glücklich
und nach meiner damaligen Überzeugung
vollständig rein, sittlich neugeboren und als
ein anderer Mensch. Obgleich mich alle die
gewohnten Lebensverhältnisse, dieselben
Zimmer, dieselben Möbel, meine eigene
unveränderte Gestalt (ich hätte gewünscht,
daß alles Äußere sich ebenso verändert
hätte, wie ich mich, meiner Meinung nach,
innerlich verändert hatte), obgleich das
alles mich unangenehm berührte, dauerte

meine gehobene Gemütsstimmung an, bis ich zu Bette ging.

Ich war schon im Begriffe einzuschlafen und ging im Geiste alle Sünden durch, von denen ich mich gereinigt hatte, als mir plötzlich eine schmäbliche Sünde einfiel, die ich zu beichten vergessen hatte. Die Worte des Gebetes vor der Beichte kamen mir in den Sinn und tönten mir unaufhörlich in den Ohren, all meine Ruhe war augenblicklich verschwunden. »Wenn ihr aber etwas verheimlicht, werdet ihr eine schwere Sünde begehen,« klang es beständig in mir, und ich erschien mir selbst als ein so schrecklicher Sünder, daß es gar keine mir angemessene Strafe geben konnte. Lange warf ich mich im Bette hin und her, überdachte meine Lage und erwartete von Minute zu Minute die Strafe Gottes, ja sogar meinen plötzlichen Tod, – ein Gedanke, der mir unbeschreibliches Entsetzen bereitete. Plötzlich aber kam mir ein glücklicher Gedanke: ich konnte ja am frühesten Morgen ins Kloster zu dem

Beichtvater gehen oder fahren und noch
einmal beichten und ich beruhigte mich.

Die Fahrt ins Kloster.

In der Nacht erwachte ich mehrmals, da ich fürchtete, den Morgen zu verschlafen, und um sechs Uhr früh war ich bereits auf den Beinen. Durch die Fenster dämmerte es kaum. Ich zog meine Kleider und Stiefel an, die zerknittert und ungeputzt vor dem Bette lagen, denn Nikolaj war noch nicht dazu gekommen, aufzuräumen, und ohne zu beten, ohne mich zu waschen, ging ich zum ersten Male im Leben allein auf die Straße hinaus.

Auf der gegenüberliegenden Seite schimmerte hinter dem grünen Dach eines großen Hauses hervor die neblige, feuchte Morgenröte. Ein ziemlich starker Frühlingsmorgenfrost hatte den Straßenschmutz und die Rinnsale gebändigt, stach in die Füße und kniff mir Gesicht und Hände. In unserer Gasse war noch keine einzige Droschke zu sehen, und ich hatte doch darauf gerechnet, um so

schnell als möglich hin und zurück zu gelangen; nur einige Lastwagen zogen sich über den Arbat hin, und zwei Steinarbeiter gingen plaudernd über das Trottoir. Nachdem ich etwa tausend Schritte zurückgelegt hatte, traf ich Männer und Frauen, die mit ihren Körben auf den Markt gingen, und Tonnenwagen, die nach Wasser fuhren; an der Kreuzung der Straße stellte sich ein Kuchenverkäufer auf, eine Bäckerei wurde aufgemacht und am Arbattor hielt auch eine Droschke; der Kutscher, ein alter Mann, schwankte im Schläfe auf seiner schwerfälligen, abgenutzten, geflickten, taubengrau schimmernden Droschke hin und her. Wohl noch im Halbschlaf verlangte er von mir nur einen Zwanziger bis zum Kloster und zurück, dann aber besann er sich plötzlich, und als ich gerade einsteigen wollte, klatschte er mit den Enden der Leine über den Pferderücken, fuhr von mir fort und murmelte: »Ich muß mein Pferd füttern, ich kann nicht, Herr.«

Mit Mühe überredete ich ihn anzuhalten und bot ihm zwei Zwanziger. Er hielt an, betrachtete mich aufmerksam und sagte: »Steig' ein, Herr.« Ich gestehe, daß ich mich eigentlich ein wenig fürchtete, er werde mich in eine stille Seitengasse führen und ausplündern. Mich am Kragen seines zerrissenen Kutscherrockes haltend, wobei sein magerer, runzeliger Hals über dem stark gekrümmten Rücken sichtbar wurde, kletterte ich auf den unebenen, blauen, hin- und herschwankenden Sitz, und wir holperten die Wosdwishenskastraße hinunter. Unterwegs bemerkte ich, daß die Rückenwand der Droschke mit einem Stück desselben grünlichen Tuches, aus dem der Mantel des Kutschers bestand, bezogen war; dieser Umstand beruhigte mich, ich weiß nicht warum, und ich fürchtete nicht mehr, daß der Kutscher mich in eine stille Seitengasse führen und ausplündern werde.

Die Sonne war schon recht hoch gestiegen und vergoldete hell die Kuppeln der Kirchen, als wir uns dem Kloster näherten. Im Schatten hielt sich noch der Frost, aber

die Straße entlang rieselten schnelle, trübe
Bächlein, und der auftauende
Straßenschmutz klatschte unter den Tritten
des Pferdes. Als ich in die
Klosterumfriedung gelangt war, fragte ich
den ersten Menschen, den ich traf, wie ich
zu meinem Beichtvater gelangen könnte.

»Das dort ist seine Zelle,« sagte mir ein
vorübergehender Mönch, indem er einen
Augenblick stehen blieb und auf ein kleines
Häuschen mit einer kleinen Treppe zeigte.

»Ich danke ergebenst,« sagte ich.

Aber was mochten wohl die Mönche von
mir denken, die, einer nach dem andern aus
der Kirche kommend, mich alle anblickten?
Ich war weder erwachsen noch ein Kind;
mein Gesicht war nicht gewaschen, mein
Haar nicht gekämmt, an meinen Kleidern
hingen Daunen, meine Stiefel waren nicht
geputzt und jetzt noch gar mit
Straßenschmutz bedeckt. Zu welcher
Gattung von Menschen mochten mich die
Mönche in Gedanken zählen, wenn sie

mich betrachteten? Und sie betrachteten mich aufmerksam. Trotzdem ging ich in der Richtung, die mir von dem jungen Mönch gewiesen worden war.

Ein altes Männchen in schwarzem Gewande, mit dichten, weißen Augenbrauen, begegnete mir auf dem schmalen Pfade, der zu den Zellen führte, und fragte mich, was ich wollte.

Es kam ein Augenblick, wo ich am liebsten gesagt hätte: »Nichts!«, zur Droschke zurückgerannt und nach Hause gefahren wäre, aber trotz der zusammengezogenen Augenbrauen flößte das Gesicht des Greises mir Vertrauen ein. Ich sagte, daß ich meinen Beichtvater sprechen müsse, und nannte dessen Namen.

»Kommen Sie, junges Herrchen, ich führe Sie hin,« sagte er, indem er umkehrte und meine Lage offenbar sofort erriet, »der Pater ist in der Frühmesse, er wird aber bald kommen.«

Er öffnete die Tür und führte mich durch einen sauberen Flur und ein Vorzimmer über einen reinen, leinenen Laufteppich in die Zelle.

»So, hier warten Sie ein wenig,« sagte er mit gutmütigem, beruhigendem Ausdruck und ging hinaus.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, war sehr klein und äußerst sauber. Die ganze Einrichtung bestand aus einem mit Wachseleinwand bedeckten Tischchen, das zwischen zwei kleinen, zweiflügeligen Fensterchen ausgestellt war, auf denen zwei Blumentöpfe mit Geranien Platz gefunden hatten, aus einer Konsole mit Heiligenbildern und davorhängendem Lämpchen, einem großen Lehnstuhl und zwei Sesseln; in der Ecke hing eine Wanduhr mit einem blumenbemalten Zifferblatt und an Kettchen hängenden Messinggewichten; an einer Zwischenwand, die mit der Decke durch getünchte Holzstäbchen verbunden war (und hinter welcher wahrscheinlich das Bett

stand) hingen an Nägeln zwei
Mönchsgewänder.

Die Fenster gingen auf eine weiße Mauer,
die kaum zwei Ellen von ihnen entfernt
war; zwischen den Fenstern und dieser
Mauer wuchs ein kleiner Fliederstrauch.
Kein Laut drang aus der Außenwelt in
dieses Zimmer, so daß der gleichmäßige,
angenehme Perpendikelschlag in dieser
Stille als starker Ton auffiel. Sobald ich in
diesem stillen Winkel allein geblieben war,
erwachten plötzlich alle meine früheren
Gedanken und Erinnerungen, und ich
versank in ein unbeschreiblich angenehmes
Sinnen; dieses vergilbte Nankinggewand
mit dem zerschlissenen Futter, diese
abgenutzten, schwarzen Ledereinbände der
Bücher mit den Messingschnallen, diese
Blumen von trübem Grün, mit der
sorgfältig begossenen Erde und den
gewaschenen Blättern, und vor allem der
eintönige, unaufhörliche Schlag des
Perpendikels sprachen mir vernehmlich von
einem neuen, bisher unbekannten Leben,

von einem Leben der Einsamkeit, des
Gebetes, des stillen, ruhigen Glückes.

»Es vergehen Monate, es vergehen Jahre,«
dachte ich, »und er ist immer allein, er ist
immer ruhig, er fühlt immer, daß sein
Gewissen rein ist vor Gott und daß sein
Gebet erhört wird.« Wohl eine halbe Stunde
lang saß ich da, ohne mich zu regen und
laut zu atmen, um die Harmonie der Töne,
die mir so viel sagten, nicht zu stören. Und
der Perpendikel hörte nicht auf zu schlagen,
nach rechts lauter, nach links leiser.

Die zweite Beichte.

Die Schritte des Geistlichen weckten mich aus meinem Sinnen.

»Guten Tag,« sagte er, mit der Hand über sein greises Haar fahrend, »was wünschen Sie?«

Ich bat um seinen Segen und küßte mit besonderem Vergnügen seine kleine, gelbliche Hand.

Als ich ihm meine Bitte vorgetragen hatte, trat er schweigend vor die Heiligenbilder und begann die Beichte.

Nachdem die Beichte beendet war und ich, meine Scham überwindend, ihm alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, legte er mir die Hände aufs Haupt und sprach mit seiner leisen, wohl lautenden Stimme: »Der Segen des himmlischen Vaters sei über dir, mein Sohn und erhalte in dir immerdar Glauben, Sanftmut und Demut! Amen.«

Ich war vollkommen glücklich; Tränen des Glückes stiegen mir in die Kehle, ich küßte die Falte seines feinen Tuchgewandes und hob den Kopf; das Gesicht des Mönches war ganz ruhig.

Ich fühlte, daß mir meine Rührung Genuß gewährte, und in der Furcht, dieses Gefühl irgendwie zu verscheuchen, verabschiedete ich mich eilig von meinem Beichtvater, schritt aus dem Klosterhofe hinaus, ohne mich umzublicken, um mich nicht zu zerstreuen, und bestieg wieder die schwankende Droschke. Aber das Schütteln des Wagens, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die an meinen Augen vorüberglitten, vertrieben diese Empfindung bald, und ich dachte nun daran, daß der Mönch jetzt vermutlich der Meinung sei, einen jungen Mann mit so schöner Seele, wie ich es war, habe er noch nie im Leben gesehen und werde er auch nie sehen, ja daß es einen solchen gar nicht mehr gebe. Ich war davon überzeugt, und diese Überzeugung rief in mir eine solche

Fröhlichkeit hervor, daß ich das Verlangen hatte, mich jemand mitzuteilen.

Ich wünschte auf das lebhafteste, mit jemand zu sprechen; da aber niemand in der Nähe war außer dem Kutscher, wandte ich mich an diesen.

»Bin ich lange fortgeblieben, was?« fragte ich ihn.

»Na, so, so, recht lange, und das Pferd müßte schon längst gefüttert werden; ich bin ja eine Nachtdroschke,« antwortete der alte Kutscher, der jetzt beim Sonnenschein im Vergleich zu früher heiterer geworden war.

»Und mir ist's, als wäre ich nur eine Minute fort gewesen,« sagte ich; »und weißt du, warum ich im Kloster war?« fügte ich hinzu, indem ich in die Vertiefung des Sitzes rückte, die dem Kutschbock am nächsten war.

»Was kümmert das unsereinen? Wohin der Fahrgast befiehlt, dorthin führen wir ihn,« erwiderte er.

»Aber dennoch, was denkst du wohl?« fuhr ich fort zu fragen.

»Ja, wahrscheinlich haben Sie jemand zu begraben, und sind gefahren, um den Platz zu kaufen,« sagte er.

»Nein, Bruder, weißt du, warum ich hingefahren bin?«

»Wie kann ich es wissen, Herr?« wiederholte er.

Die Stimme des Kutschers klang mir so gut, daß ich mich entschloß, zur Erbauung seines Gemütes ihm den Grund meiner Fahrt zu erzählen und ihm sogar das Gefühl zu schildern, das ich durchkostet hatte.

»Willst du, so erzähle ich dir's. Also siehst du –«

Und ich erzählte ihm alles, und beschrieb ihm alle meine herrlichen Gefühle; selbst jetzt noch erröte ich bei der Erinnerung daran.

»So, so,« sagte der Kutscher ungläubig.

Dann saß er lange schweigend und unbeweglich da, zupfte von Zeit zu Zeit an den Schößen seines Mantels, der immer wieder unter seinem Bein zum Vorschein kam, während sein Fuß in dem großen Stiefel auf dem Vorderteil des Kutschbockes auf und nieder sprang. Ich glaubte schon, er denke ebenso über mich wie mein Beichtvater, das heißt er sei der Meinung, daß es einen zweiten so prächtigen jungen Mann wie mich in der Welt nicht mehr gebe; da wandte er sich plötzlich zu mir um:

»Ja, ja, Herr, das ist Herrschaftssache.«

»Was?« fragte ich.

»Ihre Sache da, das ist eine Herrschaftssache,« wiederholte er, mit dem zahnlosen Munde schmatzend.

»Nein, er hat mich nicht verstanden,« dachte ich und sprach nicht mehr mit ihm, bis wir vor unserem Hause hielten.

Wenn sich das Gefühl der Rührung und Frömmigkeit auch nicht während der ganzen Fahrt in mir erhielt, so empfand ich trotz der Menschenmenge, die im hellen Sonnenschein sich durch die Straßen drängte, eine gewisse Genugtuung darüber, daß ich jenes Gefühl überhaupt gehabt hatte; aber kaum war ich vor unserm Hause angelangt, als diese Genugtuung sich vollständig verlor: mir fehlten die zwei Zwanziger, um die Droschke zu bezahlen. Der Haushofmeister Gabriel, dem ich schon einiges schuldig war, wollte mir nichts mehr borgen. Als der Droschkenkutscher sah, daß ich zweimal über den Hof lief, um mir Geld zu verschaffen, erriet er wahrscheinlich, weshalb ich hin und her rannte, stieg vom Bock und begann –

obgleich er mir so gutmütig erschienen war – laut und mit dem offenbaren Wunsch, mich zu verletzen, darüber zu sprechen, daß es Spitzbuben gebe, die für die Fahrt nichts zu bezahlen pflegen.

Zu Hause schlief noch alles, so daß ich nur von der Dienerschaft die zwei Zwanziger borgen konnte. Endlich bezahlte Wassilij für mich die Droschke gegen mein nachdrücklich gegebenes Ehrenwort, dem er (ich sah es seinem Gesichte an) nicht den geringsten Glauben schenkte; er zahle nur, weil er mich liebte und sich an eine Gefälligkeit erinnerte, die ich ihm einmal erwiesen hatte. So waren meine Empfindungen wie Rauch verflogen. Als ich mich ankleidete, um mit allen andern in die Kirche zur heiligen Kommunion zu gehen, und es sich herausstellte, daß mein Anzug nicht hergerichtet war und daß ich ihn nicht anziehen konnte, beging ich eine ganze Menge Sünden; nachdem ich einen andern Anzug angelegt hatte, ging ich zur Kommunion in einem seltsamen Zustande von Zerstreutheit und mit vollkommenem

Mißtrauen gegen meine eigenen schönen
Eigenschaften.

Wie ich mich zum Examen vorbereitete.

Am Donnerstag in der Osterwoche fuhren Papa, meine Schwester und Mimi mit Katjenka aufs Land, so daß in Großmamas ganzem großen Hause nur Wolodja, ich und St. Jérôme zurückblieben. Die Stimmung, in welcher ich mich am Tage der Beichte und während der Fahrt ins Kloster befunden hatte, war ganz vergangen und hatte nur eine verworrene, wenn auch angenehme Erinnerung zurückgelassen, die immer mehr und mehr von den neuen Eindrücken des ungebundenen Lebens verdrängt wurde.

Das Heft mit der Aufschrift »Lebensregeln« war mit den alten Schulheften beiseite gelegt. Obgleich der Gedanke an die Möglichkeit, Regeln für alle Lebenslagen zusammenzustellen und sich immer nach ihnen zu richten, mir gefiel und mir außerordentlich einfach und zugleich erhaben erschien, und obgleich ich

beabsichtigte, ihn zu verwirklichen, so hatte ich doch gleichsam vergessen, daß dieses sofort zu geschehen hatte, und verschob es immer wieder auf unbestimmte Zeit. Mich tröstete nur das eine, daß jeder Gedanke, der mir jetzt in den Sinn kam, genau auf irgend eine der Unterabteilungen meiner Grundsätze und Pflichten paßte: entweder auf die Grundsätze über die Beziehungen zu den Nächsten, oder zu mir selbst, oder zu Gott. »Ich werde es dann auf dieses oder jenes beziehen und ebenso noch viele, viele Gedanken, die mir dann über diesen Gegenstand kommen werden,« sagte ich zu mir selbst. Oft frage ich mich jetzt: wann war ich wohl besser und gerechter, damals, als ich an die Allmacht des menschlichen Geistes glaubte, oder jetzt, wo ich die Kraft der Entwicklung verloren habe und an der Kraft und Bedeutung des menschlichen Geistes zweifle? Und ich kann mir keine sichere Antwort geben.

Das Bewußtsein meiner Freiheit und jenes Frühlingsgefühl der Erwartung von irgend etwas Unbestimmtem, von dem ich schon

gesprochen habe, erregten mich dermaßen, daß ich mich gar nicht mehr beherrschen konnte und mich sehr schlecht zum Examen vorbereitete. Zuweilen arbeitete ich am Morgen im Unterrichtszimmer und wußte, daß ich unbedingt arbeiten müsse, weil morgen das Examen über einen Gegenstand sein werde, in welchem ich noch ganze zwei Fragen gar nicht durchgenommen hatte; doch da zieht plötzlich durch's Fenster irgend ein Frühlingsduft, – mir ist, als müsse ich mich durchaus an irgend etwas erinnern, die Hände lassen unwillkürlich das Buch sinken, die Füße beginnen wie von selbst sich zu bewegen und auf und nieder zu wandern, und im Kopfe ist es, als hätte jemand auf eine Feder gedrückt und eine Maschine in Gang gesetzt: im Kopfe beginnen so leicht und natürlich verschiedene bunte, lustige Gedanken zu tanzen, mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man kaum ihren Glanz bemerkt; und eine Stunde oder zwei vergehen unmerklich. Oder ich sitze am Abend bei der Talgkerze in meinem Zimmer; plötzlich sehe ich auf einen

Augenblick vom Buch auf, um das Licht zu putzen oder mich auf dem Stuhle zurechtzusetzen, und bemerke, daß überall, hinter der Tür, in den Ecken, Finsternis herrscht, und höre, daß es im ganzen Hause still ist, – und wieder kann ich nicht anders, als einhalten und der Stille lauschen und auf das Dunkel der nach dem finsternen Zimmer geöffneten Tür blicken und lange, lange unbeweglich dasitzen oder aber hinuntergehen und durch alle leeren Zimmer schreiten.

Oft saß ich auch am Abend lange unbemerkt im Salon und lauschte den Tönen der »Nachtigall«, welche Gascha, allein bei der Talgkerze im großen Saale sitzend, mit zwei Fingern auf dem Klavier klimperte. Und gar, wenn der Mond schien, da konnte ich durchaus nicht anders, als vom Bette aufstehen, mich an das in den Vorgarten führende Fenster lehnen und lange dasitzen, das mondbeschienene Dach von Ssaposchnikows Haus und den schlanken Glockenturm unserer Pfarrkirche betrachtend oder in den Abendschatten des

Zimmers und des Gebüsches, der über den Fußpfad des Vorgärtchens fiel, starrend, so daß ich am andern Morgen mit Mühe erst um zehn Uhr erwachte.

Wenn die Lehrer nicht gewesen wären, die mich immer noch unterrichteten, und St. Jérôme, der von Zeit zu Zeit meinen Ehrgeiz unwillkürlich anstachelte, und vor allem, wenn ich nicht gewünscht hätte, in den Augen meines Freundes Nechljudow ein tüchtiger Bursche zu sein, das heißt das Examen ausgezeichnet zu bestehen, was nach seinen Begriffen sehr wichtig war, – wenn alles dies nicht gewesen wäre, so hätten der Frühling und die Freiheit es bewirkt, daß ich selbst alles das, was ich früher wußte, vergessen hätte und auf jeden Fall beim Examen durchgefallen wäre.

Das Geschichtsexamen.

Am 16. April betrat ich unter dem Schutze St. Jérômes zum ersten Male den großen Universitätssaal. Wir waren in unserem ziemlich eleganten Phaeton vorgefahren. Ich war zum ersten Male in meinem Leben im Frack, und alles, was ich an mir hatte, sogar die Wäsche und die Strümpfe, war ganz neu und sehr fein. Als der Schweizer mir unten den Mantel abnahm und ich in der ganzen Pracht meines Anzuges vor ihm stand, genierte ich mich sogar ein wenig, daß ich gar so elegant sei; als ich jedoch den hellen Parkettsaal betrat, der voller Menschen war, und die Hunderte junger Leute in Gymnasiastenuniform oder in Frack, von denen einige mich gleichgültig anblickten, und am Ende des Saales die Professoren mit ihren ernsten Mienen sah, die ungezwungen um die Tische herumgingen oder in großen Lehnstühlen saßen, – da verlor ich sofort die Hoffnung, die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich

zu lenken, und mein Gesicht, das zu Hause und noch hier im Flur eine Art von Bedauern darüber verriet, daß ich wider Willen so vornehm und stattlich aussah, nahm den Ausdruck größter Verzagtheit und einer gewissen Mutlosigkeit an. Ich verfiel sogar in die entgegengesetzte Übertreibung und freute mich sehr, als ich aus der nächsten Bank einen außergewöhnlich schlecht und unsauber gekleideten, noch nicht alten, aber fast ganz grauhaarigen Herrn erblickte, der, von den andern entfernt, auf einer der hinteren Bänke saß. Ich setzte mich sofort zu ihm und begann die Examinanden zu betrachten und meine Beobachtungen zu machen; es gab da verschiedene Gestalten und Gesichter, doch sie alle ließen sich, nach meinen damaligen Ansichten, leicht in drei Gattungen teilen.

Da waren solche, die wie ich mit dem Hauslehrer oder den Eltern zum Examen gekommen waren, in ihrer Zahl der jüngere Iwin mit dem mir bekannten Frost und Ilinka Grapp mit seinem alten Vater; diese alle hatten einen Flaum um das Kinn und

steife Wäsche an, saßen ruhig da, ohne die Bücher und Hefte, die sie mitgebracht hatten, zu öffnen, und blickten mit sichtlicher Ängstlichkeit auf die Professoren und die Prüfungstische. Die Examinanden der zweiten Gattung waren junge Leute in Gymnasiastenuniform, von denen viele sich schon rasierten; sie waren zumeist miteinander bekannt, sprachen laut, nannten die Professoren mit Tauf- und Vatersnamen, studierten noch, reichten einander die Hefte, kletterten über die Bänke, holten sich aus dem Korridor Pastetchen und belegte Butterbrote, die sie gleich verzehrten, wobei sie nur ein wenig den Kopf zur Bank hinabneigten. Die Examinanden der dritten Gattung, deren es übrigens nicht viele gab, waren ganz alte Männer im Frack oder noch häufiger im geschlossenen Rock, der die Wäsche verdeckte; diese benahmen sich sehr ernst, saßen abgesondert da und hatten ein düsteres Aussehen; der, der mir dadurch ein Trost gewesen, daß er sicherlich schlechter gekleidet war als ich, gehörte zu dieser letzten Gattung. Den Kopf auf beide Hände

gestützt – zerwühlte, halbgraue Haare drängten sich durch seine Finger –, saß er da und las in einem Buche, nachdem er mich nur einen Augenblick mit seinen glänzenden Augen nicht grade wohlwollend angeblickt hatte. Er machte ein finsternes Gesicht und streckte nach der Seite, wo ich Platz genommen, seinen glänzenden Ellenbogen hin, damit ich nicht näher an ihn heranrückte. Die Gymnasiasten dagegen waren sehr umgänglich, und ich fürchtete mich ein wenig vor ihnen. Einer schob mir ein Buch in die Hand und sagte: »Geben Sie das dem da!« ein anderer rief im Vorübergehen: »Lassen Sie mich mal durch, mein Lieber!« ein dritter kletterte über die Bank und stützte sich dabei auf meine Schulter wie auf einen Tisch. All das war mir fremd und unangenehm; ich hielt mich für viel mehr als diese Gymnasiasten und meinte, daß sie sich solche Familiaritäten gegen mich nicht erlauben sollten. Endlich begann das Aufrufen der Namen: die Gymnasiasten traten furchtlos vor, antworteten zumeist gut und kehrten gut gelaunt auf ihre Plätze zurück. Die

Examinanden meiner Gattung waren viel schüchterner und antworteten, wie ich glaube, auch schlechter; von den alten antworteten einige ausgezeichnet, die anderen sehr schlecht. Als der Name Ssemjonow aufgerufen wurde, stieg mein Nachbar mit den grauen Haaren und den glänzenden Augen über meine Füße, indem er mich unhöflich anstieß, und trat an den Tisch heran. Wie man aus den Gesichtern der Professoren schließen konnte, antwortete er sehr gut und ohne Scheu. Nachdem er auf seinen Platz zurückgekehrt war, nahm er, ohne nachzufragen, welche Note er bekommen, ruhig seine Bücher und ging hinaus. – Schon mehrmals war ich beim Klang der Stimme, welche die Namen aufrief, zusammengefahren, aber noch war nach dem alphabetischen Verzeichnis die Reihe nicht an mich gekommen, obgleich schon Namen, die mit I anfangen, aufgerufen worden waren. – »Ikonin und Tenjew,« rief plötzlich jemand in der Professorenecke. Ein Schauer lief mir über den Rücken und das Haar.

»Wer ist gerufen? Wer ist Bartenjew?«
wurde um mich her gefragt.

»Ikonin, geh, du bist gerufen; aber wer ist
Bartenjew – Mortenjew? Ich kenne ihn
nicht; melde dich doch,« rief ein
hochgewachsener, rotwangiger Gymnasiast,
der hinter mir stand.

»Sie sind an der Reihe,« sagte St. Jérôme
zu mir.

»Ich heiße Irtenjew,« sprach ich zu dem
rotwangigen Gymnasiasten, »ist Irtenjew
gerufen?«

»Jawohl, warum gehen Sie denn nicht? –
Seht nur den Stutzer,« fügte er halblaut
hinzu, doch so, daß ich seine Worte hörte,
als ich aus der Bank trat. Vor mir ging
Ikonin, ein schlanker, junger Mann von
etwa fünfundzwanzig Jahren, der zu der
dritten Gattung gehörte, zu den alten. Er
trug einen olivgrünen, engen Frack, eine
blaue Atlashalsbinde, auf welche rückwärts
die langen, blonden Haare fielen, die

sorgfältig à la mushik gekämmt waren; mir war sein Äußeres schon in der Bank aufgefallen: er war nicht häßlich und recht gesprächig, und mich frappierte besonders das seltsame, rotblonde Haar, das er sich auf den Hals herabhängen ließ, und noch mehr seine merkwürdige Gewohnheit, immer wieder die Weste aufzuknöpfen und sich unter dem Hemde die Brust zu kratzen.

Drei Professoren saßen an dem Tisch, zu dem ich mit Ikonin herantrat; keiner von ihnen erwiderte unseren Gruß. Ein junger Professor mischte die Fragezettel wie ein Spiel Karten; ein anderer mit einem Orden auf dem Frack blickte einen Gymnasiasten an, der sehr schnell etwas von Karl dem Großen erzählte und jeden Satz mit »endlich« begann; und der dritte, ein alter Herr mit Augengläsern, blickte uns mit gesenktem Kopfe über die Brille an und zeigte auf die Fragezettel. Ich fühlte, daß sein Blick gleichzeitig auf mich und auf Ikonin gerichtet war und daß ihm irgend etwas an uns nicht gefiel (vielleicht Ikonins rotes Haar), denn er machte, wiederum uns

beide zugleich anblickend, ein ungeduldiges Zeichen mit dem Kopfe, daß wir die Fragezettel schneller nehmen sollten. Ich war ärgerlich und fühlte mich gekränkt, erstens weil niemand unsern Gruß erwidert hatte, und zweitens weil man mich offenbar mit Ikonin unter dem einen Begriff »Examinanden« zusammenfaßte, und daß man gegen mich wegen Ikonins roter Haare voreingenommen war. Ich nahm ohne Scheu einen Zettel und wollte eben antworten, als der Professor mit den Augen auf Ikonin wies. Ich las meine Frage durch, sie war mir bekannt, und ruhig wartend, bis an mich die Reihe kam, beobachtete ich, was vor meinen Augen geschah. Ikonin war gar nicht schüchtern, ja er schob sich gleichsam mit seiner ganzen Figur fast zu keck vor, um den Zettel zu ziehen, warf sein Haar zurück und las mutig, was auf dem Zettel geschrieben stand. Er öffnete schon den Mund um, wie mir schien, die Antwort zu beginnen, als plötzlich der Professor mit dem Orden den Gymnasiasten mit einer Belobung entließ und uns anblickte; Ikonin schien sich auf

etwas zu besinnen und hielt inne. Das allgemeine Schweigen dauerte etwa zwei Minuten.

»Nun?« sagte der Professor mit der Brille.

Ikonin öffnete den Mund, blieb aber wieder stumm.

»Sie sind doch nicht allein hier, beliebten Sie zu antworten oder nicht?« fragte der junge Professor.

Aber Ikonin blickte ihn nicht einmal an, er betrachtete aufmerksam seinen Zettel und brachte kein Wort hervor. Der Professor mit den Augengläsern schaute ihn sowohl durch die Brille, als über die Brille und auch ohne Brille an, denn er hatte Zeit gehabt, die Brille abzunehmen, sorgfältig zu putzen und wieder aufzusetzen. Ikonin brachte kein Wort hervor. Plötzlich erschien ein Lächeln auf seinem Gesichte, er warf das Haar zurück, wandte sich wieder in ganzer Größe dem Tische zu, legte den Zettel hin, sah alle Professoren der Reihe nach an, sah

dann mich an, kehrte sich um und ging mit festen Schritten, die Arme hin- und herschwenkend, auf seinen Platz zurück. Die Professoren warfen sich Blicke zu.

»Ein nettes Täubchen!« sagte der junge Professor, »es ist einer, der auf eigene Kosten studiert.«

Ich trat näher an den Tisch heran, aber die Professoren fuhren fort, fast flüsternd miteinander zu sprechen, als ahne niemand von ihnen meine Anwesenheit. Ich war damals fest überzeugt, daß alle drei Professoren nur die eine Frage beschäftigte, ob ich das Examen bestehen und ob ich es gut bestehen würde, und daß sie sich nur aus Wichtigtuerei so stellten, als sei ihnen das ganz gleichgültig, und als bemerkten sie mich nicht.

Als der Professor mit der Brille sich gleichgültig zu mir wandte und mich aufforderte, die Frage zu beantworten, und ich ihm in die Augen sah, schämte ich mich gewissermaßen für ihn, daß er so heuchelte,

und ich stockte ein wenig beim Beginne der Antwort; dann aber ging es besser und besser, und da die Frage der russischen Geschichte, die ich sehr gut kannte, entnommen war, so endete ich glänzend und verstieg mich sogar dazu, daß ich, um die Professoren fühlen zu lassen, daß ich nicht Ikonin sei, und daß man mich mit ihm nicht verwechseln dürfe, ihnen vorschlug, noch eine Frage zu ziehen. Aber der Professor sagte nur mit dem Kopfe nickend: »Gut ist's!« und vermerkte etwas im Notizbuch. Als ich zu meiner Bank zurückgekehrt war, hörte ich sofort von den Gymnasiasten, die weiß Gott woher alles erfuhren, daß ich eine Fünf bekommen habe. In den russischen Schulen gilt 5 als die beste, 1 als die schlechteste Zensurnote. (Anm. d. Übers.)

Das Mathematikexamen.

Bei den folgenden Examen hatte ich außer Grapp, den ich meiner Bekanntschaft nicht würdig hielt, und Iwin, der mir aus irgend einem Grunde aus dem Wege ging, schon viele neue Bekannte. Einige von ihnen begrüßten mich schon. Ikonin freute sich sogar, als er mich sah, und teilte mir mit, daß er in Geschichte noch einmal geprüft werden würde, daß der Geschichtsprofessor ihm noch vom vorjährigen Examen, in dem er ihn auch habe durchfallen lassen, nicht wohlgesinnt sei. Ssemjonow, der in dieselbe Fakultät eintreten wollte wie ich, in die mathematische, blieb bis zum Schluß der Prüfungen gegen alle unzugänglich, saß einsam und schweigend mit aufgestützten Ellenbogen da, die Finger in seine grauen Haare gewühlt, und beantwortete alle Fragen vorzüglich. Er war der Zweite; der Erste war ein Schüler des ersten Gymnasiums, ein hochgewachsener, magerer, brünetter, sehr blasser Bursche,

mit einer schwarzen Binde um die Wange und einer Stirn voller Finnen. Er hatte magere, rote Hände mit sehr langen Fingern, deren Nägel so abgebissen waren, daß die Fingerspitzen aussahen, als wären sie mit Zwirnfädchen umbunden. Das alles gefiel mir sehr und schien mir grade das, was sich für den »Ersten« gehörte. Er sprach mit allen, wie auch alle, sogar ich, mit ihm Bekanntschaft schlossen, doch in seinem Gang, in den Bewegungen seiner Lippen und in seinen schwarzen Augen lag – wie mir schien – etwas Ungewöhnliches, etwas »Magnetisches«.

Zur Mathematikprüfung erschien ich früher als gewöhnlich. Ich war in diesem Fache ziemlich gut beschlagen, aber es gab zwei Fragen in der Algebra, die ich dem Lehrer gewissermaßen unterschlagen hatte, und die mir daher vollständig fremd waren. Es waren das, wie ich mich noch heute erinnere, die Theorie der Kombinationen und das Newtonsche Binom. Ich setzte mich auf eine der letzten Bänke und studierte diese Fragen; doch das

Ungewohnte einer Arbeit in geräuschvollem Zimmer und der Mangel an Zeit, den ich voraussah, hinderten mich daran, in das Gelesene einzudringen.

»Da ist er ja! Komm her, Nechljudow,« ertönte hinter mir Wolodjas bekannte Stimme.

Ich wandte mich um und erblickte meinen Bruder und Nechljudow, die in aufgeknöpften Röcken, mit den Armen fuchtelnd, zwischen den Bänken hindurch auf mich zukamen. Man sah ihnen sofort die Studenten des zweiten Kurses an, die in der Universität wie zu Hause waren. Schon ihre aufgeknöpften Röcke allein drückten eine gewisse Verachtung gegen uns Neueintretende aus und flößten uns einem Neid und Hochachtung ein. Es schmeichelte mir sehr zu denken, daß alle Umstehenden nun sehen konnten, daß ich mit zwei Studenten des zweiten Kurses bekannt war, und ich stand eilig auf, um ihnen entgegenzugehen.

Wolodja konnte sich nicht enthalten, dem Gefühl seiner Überlegenheit Ausdruck zu leihen.

»Na, du Armer,« sagte er, »noch nicht geprüft, was?«

»Nein.«

»Was liest du da? Bist du denn nicht vorbereitet?«

»Ja, bei zwei Fragen hapert's. Das da verstehe ich nicht.«

»Was, das hier?« sagte Wolodja, und begann, mir das Newtonsche Binom zu erklären, aber so schnell und unklar, daß er – in meinen Augen den Zweifel an seinem Wissen lesend – Dmitrij anblickte, und als er in dessen Augen wohl dasselbe las. rot wurde, aber trotzdem fortfuhr, etwas zu reden, was ich nicht begriff.

»Nein, wart' einmal, Wolodja, ich will's mit ihm durchnehmen, wenn die Zeit reicht,«

sagte Dmitrij mit einem Blick nach der Professorenecke und setzte sich zu mir.

Ich merkte sofort, daß mein Freund sich in jener sanften Stimmung befand, die ihn stets überkam, wenn er mit sich selbst zufrieden war, und die ich an ihm ganz besonders liebte. Da er gründliche mathematische Kenntnisse besaß und sich klar ausdrückte, nahm er die eine Frage mit mir so ausgezeichnet durch, daß ich sie bis heute noch weiß. Aber er war kaum damit fertig, als St. Jérôme mir mit lautem Flüstern zuraunte: » A vous, Nicolas!« und ich hinter Ikonin aus der Bank trat, ohne daß wir Zeit gehabt hätten, die zweite noch nicht studierte Frage durchzunehmen. Ich näherte mich dem Tisch, hinter dem zwei Professoren saßen, während ein Gymnasiast vor der schwarzen Tafel stand. Er erklärte lebhaft eine Formel, wobei er mit der Kreide laut an die Tafel schlug, und schrieb immer weiter, obgleich der Professor schon gesagt hatte: »Genug!« und uns die Fragezettel ziehen ließ. »Was fange ich an, wenn ich die Theorie der

Kombinationen bekomme?« dachte ich, während ich mit zitternden Fingern einen Zettel aus dem weichen Päckchen der zugeschnittenen Papiere zog. Wie bei dem vorigen Examen, so drängte sich Ikonin auch heute mit kühner Bewegung vor, ergriff, ohne erst zu wählen, den obersten Zettel, warf einen Blick darauf und machte ein finsternes Gesicht.

»Immer fällt mir so verteufeltes Zeugs zu?« brummte er.

Ich sah meine Frage an. O Entsetzen, es war die Theorie der Kombinationen!

»Was haben denn Sie?« fragte Ikonin. Ich zeigte ihm meinen Zettel.

»Das da weiß ich,« sagte er.

»Wollen Sie tauschen?«

»Nein, einerlei, ich fühle, daß ich nicht in Stimmung bin,« konnte mir Ikonin eben

noch zuflüstern, da rief uns der Professor auch schon an die schwarze Tafel.

»Alles ist verloren!« dachte ich, »statt des glänzenden Examens, das ich zu machen hoffte, werde ich mich für Lebenszeit mit Schmach bedecken, ärger noch als Ikonin.« Aber plötzlich drehte sich Ikonin vor den Augen des Professors zu mir um, riß mir meinen Zettel aus der Hand und gab mir den seinen. Ich blickte hin – es war das Newtonsche Binom.

Der Professor war ein noch junger Mann mit sympathischem, klugem Gesichtsausdruck, den ihm besonders der stark gewölbte untere Teil der Stirn verlieh.

»Was ist das, meine Herren, Sie tauschen ihre Zettel aus?« fragte er.

»Nein, er hat nur so – er hatte mir den seinen zu lesen gegeben, Herr Professor!« erfand Ikonin, und wieder war dies »Herr Professor« das Letzte, was er an dieser Stelle sprach; wieder an mir vorüber auf

seinen Platz zurückkehrend, blickte er die Professoren, dann mich an, lächelte und zuckte mit den Achseln, als wenn er sagen wollte: »Nichts zu machen, Bruder!« – (Ich erfuhr später, daß Ikonin schon zum drittenmal zur Reifeprüfung erschien.)

Ich beantwortete die Frage, die ich eben erst durchgenommen hatte, ausgezeichnet, ja sogar – wie der Professor mir sagte – besser, als man verlangen konnte, und bekam – eine Fünf.

Das Lateinexamen.

Bis zum Lateinexamen ging alles vortrefflich. Der Gymnasiast mit der Binde war der Erste, Ssemenow der Zweite, ich der Dritte. Ich fing sogar schon an, stolz zu werden und ganz im Ernst zu glauben, daß ich trotz meiner Jugend ein tüchtiger Kerl sei.

Schon vom ersten Examentage an hatten alle mit Zittern vom Lateinprofessor erzählt, der gradezu ein reißendes Tier sei und Genuß finde an dem Verderben junger Leute, besonders solcher, die auf eigene Kosten studierten, und daß er angeblich nur lateinisch oder griechisch spreche. St. Jérôme, der mein Lateinlehrer gewesen war, suchte mir Mut einzuflößen, und auch mir selbst schien es, daß ich nicht schlechter vorbereitet sei als die andern, da ich Cicero und einige Oden von Horaz ohne Wörterbuch übersetzen konnte und den Zumpt vortrefflich kannte; aber es kam

anders. Den ganzen Vormittag hörte man von nichts anderem, als von dem Unglück derer, die vor mir an die Reihe gekommen waren: dem einen hatte der Professor eine Null gegeben, dem andern eine Eins, den dritten hatte er gescholten und ihm gedroht, ihn hinauszujagen und so weiter. Nur Ssemjonow und der erste Gymnasiast gingen ruhig wie immer vor und kamen jeder mit einer Fünf zurück. Mir ahnte schon Unglück, als ich gleichzeitig mit Ikonin an das Tischchen gerufen wurde, an welchem der gefürchtete Professor ganz allein saß; dieser gefürchtete Professor war ein kleiner, magerer Mensch, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit langen, öligen Haaren und einem sehr nachdenklichen Gesichtsausdrucke.

Er reichte Ikonin einen Band der Reden Ciceros und forderte ihn auf, zu übersetzen.

Zu meinem großen Erstaunen las Ikonin nicht bloß, sondern übersetzte auch einige Zeilen mit Hilfe des Professors, der ihm einzelne Worte vorsprach. Da ich meine

Überlegenheit über einen so schwachen Nebenbuhler fühlte, konnte ich ein Lächeln, und sogar ein etwas verächtliches Lächeln, nicht unterdrücken, als es zur Analyse kam und Ikonin nach früherer Art in ein augenscheinlich endloses Schweigen verfiel. Mit diesem klugen, ein wenig spöttischen Lächeln wollte ich dem Professor gefallen, aber grade das Gegenteil geschah.

»Sie wissen es wahrscheinlich besser, weil Sie lächeln?« sagte der Professor zu mir in schlechtem Russisch, »nun, wir wollen ja sehen, sagen Sie es.«

Später erfuhr ich, daß der Lateinprofessor Ikonin protegierte und daß Ikonin sogar bei ihm wohnte. Ich beantwortete sofort die Frage aus der Syntax, die Ikonin gestellt worden war, doch der Professor machte ein betrübtetes Gesicht und wandte sich von mir ab.

»Gut, auch Sie werden an die Reihe kommen, dann werden wir ja sehen, was

Sie wissen,« sprach er, ohne mich anzublicken, und begann Ikonin zu erklären, was er ihn gefragt hatte.

»Gehen Sie,« schloß er, und ich sah, daß er im Zensurbuch Ikonin eine Vier stellte. »Na,« dachte ich, »er ist ja gar nicht so streng, wie sie behaupten.« Nachdem Ikonin fortgegangen war, beschäftigte sich der Professor wohl fünf Minuten lang, die mir wie fünf Stunden erschienen, mit dem Fortlegen der Bücher, der Fragezettel, dem Zurechtrücken des Sessels, auf dem er sich drehte und reckte, dann schneuzte er sich, blickte sich im Saale um, schaute überall hin, nur nicht auf mich. Doch das alles erschien ihm noch nicht genügend; er schlug ein Buch auf und stellte sich, als ob er lese, so als wäre ich überhaupt nicht da. Ich trat ein wenig näher heran und räusperte mich.

»Ach ja, Sie sind auch noch da! Nun übersetzen Sie mal irgend etwas,« sprach er, indem er mir ein Buch reichte, »oder nein, lieber dieses hier.« Er blätterte in dem

Bande Horaz und schlug eine Stelle auf, die, wie mir schien, niemals und von niemand übersetzt werden konnte.

»Dies hier habe ich nicht vorbereitet,« sagte ich.

»Sie möchten wohl das beantworten, was Sie auswendig gelernt haben? Sehr gut! Nein, übersetzen Sie nur dieses hier.«

Ich bemühte mich, so gut es ging, den Sinn zu erraten, aber der Professor schüttelte bei jedem meiner fragenden Blicke den Kopf und antwortete seufzend nur: »Nein.« Endlich schlug er das Buch mit so nervöser Eile zu, daß sein Finger zwischen den Blättern eingeklemmt wurde; er zog ihn ärgerlich heraus, gab mir einen Fragezettel aus der Grammatik, warf sich in den Sessel zurück und verfiel in unheildrohendes Schweigen. Ich begann zu antworten, aber der Ausdruck seines Gesichtes lähmte meine Zunge, und alles, was ich sagte, erschien mir falsch.

»Falsch, falsch, ganz falsch!« sagte er plötzlich mit seiner häßlichen Aussprache, indem er schnell die Stellung veränderte, sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stützte und mit dem goldenen Ringe spielte, der lose an dem mageren Finger seiner linken Hand saß. »Meine Herrschaften, so bereitet man sich nicht für eine höhere Lehranstalt vor; Sie möchten immer nur die Uniform mit dem blauen Kragen haben. Sie schnappen etwas auf und bilden sich ein, daß Sie Studenten sein können; nein, meine Herrschaften, man muß einen Gegenstand gründlich studieren!« und so weiter.

Während dieser ganzen Rede, die er radebrechend hersagte, blickte ich mit stumpfer Aufmerksamkeit auf seine zu Boden gesenkten Augen. Zuerst quälte mich die Enttäuschung, daß ich nicht mehr der Dritte sein sollte, dann die Furcht, daß ich das Examen überhaupt nicht bestehen würde, und schließlich gesellte sich zu diesem Gefühle das Bewußtsein der Ungerechtigkeit, der gekränkten Eitelkeit und der unverdienten Demütigung; überdies

stachelte die Verachtung gegen den Professor, weil er nach meinen Begriffen nicht zu den Menschen *comme il faut* zählte, – was ich entdeckte, als ich seine kurzen, starken und runden Fingernägel betrachtete, – mich noch mehr auf und vergiftete alle diese Gefühle. Als er mich anblickte und meine zitternden Lippen und tränenfeuchten Augen bemerkte, hielt er wahrscheinlich meine Aufregung für die Bitte, mir eine bessere Note zu geben, und sich gleichsam meiner erbarmend, sprach er (und das noch vor einem anderen Professor, der gerade herzutrat):

»Gut, ich will Ihnen eine genügende Note geben (das hieß also eine Zwei), obgleich Sie sie nicht verdienen, und zwar nur in Anbetracht Ihrer Jugend und in der Hoffnung, daß Sie an der Universität nicht mehr so leichtsinnig sein werden.«

Der letzte Satz, in Gegenwart des fremden Professors gesprochen, der mich ansah, als wenn er ebenfalls sagen wollte: »Ja sehen Sie, junger Mann!« verwirrte mich

vollständig. Es kam ein Augenblick, wo es mir vor den Augen dunkelte: es schien mir, als ob der schreckliche Professor mit seinem Tisch irgendwo in weiter Ferne säße, und mit entsetzlicher Klarheit kam mir der ungeheuerliche Gedanke: »Wie nun, wenn ...? Was wäre dann?« Aber ich tat es doch nicht, sondern im Gegenteil, ich verbeugte mich unwillkürlich besonders ehrerbietig vor den beiden Professoren und schritt mit einem leichten Lächeln, ich glaube mit demselben Lächeln, das Ikonin zu zeigen pflegte, vom Tische fort.

Die Ungerechtigkeit wirkte damals in so hohem Grade auf mich, daß ich, wäre ich in meinen Handlungen frei gewesen, nicht weiter zum Examen gegangen wäre. Ich verlor allen Ehrgeiz (es war gar nicht mehr daran zu denken, daß ich der Dritte sein könnte) und ließ die übrigen Prüfungen ohne jede Aufregung und ohne jede Anstrengung meinerseits an mir vorübergehen. Meine Durchschnittsnummer war trotzdem über Vier, aber das interessierte mich gar nicht mehr; ich war

mit mir einig und bewies es mir sehr klar, daß es äußerst töricht und sogar mauvais genre wäre, der Erste sein zu wollen, und daß man sich nur bemühen müsse, so wie Wolodja, weder zu schlecht noch zu gut zu stehen. Ich beschloß, mich auch in Zukunft an der Universität daran zu halten, obgleich ich in diesem Falle zum ersten Male anderer Meinung war als mein Freund.

Ich dachte nur noch an die Uniform, an den Dreimaster, an die eigene Droschke, das eigene Zimmer und vor allem an die eigene Freiheit.

Ich bin erwachsen.

Übrigens hatten auch diese Gedanken ihren Reiz.

Als ich am 8. Mai vom letzten Examen, dem Religionsexamen, heimkehrte, traf ich zu Hause den mir bekannten Gesellen von Rosanow, der schon früher die nur zusammengeheftete Uniform und den Rock aus schillerndem schwarzen Tuch zur Anprobe gebracht und die Aufschläge mit Kreide vorgezeichnet hatte, jetzt aber den ganz fertigen Anzug mit glänzenden, in Papier gewickelten Goldknöpfen ablieferte.

Nachdem ich den Anzug angelegt und sehr schön gefunden hatte, obgleich St. Jérôme behauptete, der Rücken des Rockes schlage Falten, ging ich mit selbstgefälligem Lächeln, das sich ganz unwillkürlich auf mein Gesicht legte, hinunter zu Wolodja. Dabei fühlte ich (obgleich ich tat, als bemerkte ich sie nicht) die Blicke der

Dienerschaft, die aus dem Vorzimmer und aus dem Flur gierig auf mich gerichtet waren. Gabriel, der Haushofmeister, suchte mich im Salon auf, beglückwünschte mich zum Eintritt in die Universität, übergab mir auf Papas Geheiß vier weiße Banknoten und sagte mir, daß, ebenfalls auf Papas Geheiß, vom heutigen Tage an der Kutscher Kusjma, die kleine Droschke und der Braune Krassawtschik zu meiner vollen Verfügung stehen. Ich war so erfreut über dieses fast unerwartete Glück, daß ich es nicht fertig brachte, vor Gabriel Gleichgültigkeit zu heucheln, und etwas verwirrt und hastig das erste beste, was mir in den Sinn kam, sagte; ich glaube es war, daß Krassawtschik ein vortrefflicher Traber sei. Als ich die Köpfe bemerkte, die sich durch die Türen des Vorzimmers und des Flures hereinstreckten, konnte ich mich nicht länger halten und rannte im Trabe in meinem neuen Rock mit den glänzenden Goldknöpfen durch den Saal. Als ich in Wolodjas Zimmer trat, ertönten hinter mir die Stimmen Dubkows und Nechljudows, die gekommen waren, um mir zu

gratulieren, und nun vorschlugen, daß wir irgendwo dinieren und zu Ehren des bestandenen Examens Champagner trinken sollten. Dmitrij sagte mir, obzwar er kein Freund von Champagner sei, wolle er heute mit uns fahren, um mit mir Bruderschaft zu trinken; Dubkow behauptete, ich sähe eigentlich ganz so aus wie ein Oberst, Wolodja gratulierte mir gar nicht und bemerkte nur sehr trocken, daß wir nun übermorgen aufs Land abreisen könnten. Obgleich er sich über meinen Eintritt in die Universität freute, war es doch, als sei es ihm ein wenig unangenehm, daß ich nun ebenso gut erwachsen war wie er. St. Jérôme, der ebenfalls zu uns kam, sagte sehr schwülstig, nun sei seine Pflicht beendet, er wisse nicht, ob er sie gut oder schlecht erfüllt habe, er habe jedoch alles getan, was in seinen Kräften stand, und morgen werde er zu seinem Grafen übersiedeln. Ich fühlte, daß als Antwort auf alles was man zu mir sprach, fast wider meinen Willen auf meinem Gesichte ein süßliches, glückliches, ein wenig dummselbstgefälliges Lächeln erblühte,

und ich bemerkte, daß dieses Lächeln sich auch allen mitteilte, die mit mir sprachen.

So habe ich denn keinen Hauslehrer mehr, ich habe eine eigene Equipage, mein Name steht in dem Verzeichnis der Studenten, ich habe einen Degen und ein Portepée, die Polizisten werden vielleicht zuweilen vor mir salutieren, – ich bin erwachsen, ich glaube, ich bin glücklich.

Wir beschlossen, um fünf Uhr bei Jar zu dinieren; aber da Wolodja zu Dubkow fuhr und Dmitrij seiner Gewohnheit gemäß ebenfalls verschwand, unter dem Vorwande, daß er am Vormittage noch einiges zu tun habe, konnte ich zwei Stunden ganz nach meinem Belieben verbringen. Ich wanderte ziemlich lange durch alle Zimmer und betrachtete mich in allen Spiegeln, bald mit geschlossenem Rocke, bald mit ganz aufgeknöpftem, dann wieder knöpfte ich nur den obersten Knopf zu, – und alles gefiel mir ganz ausgezeichnet; dann, so sehr ich mich auch genierte, eine zu große Freude zu verraten, konnte ich mich doch

nicht enthalten, in den Pferdestall und die Wagenremise zu gehen, um Krassawtschik, Kusjma und die Droschke anzuschauen. Darauf kehrte ich wieder zurück und schritt wieder durch die Zimmer, blickte wieder in alle Spiegel und zählte das Geld in meiner Tasche und lächelte immer noch so glücklich. Aber kaum war eine Stunde vergangen, als ich eine gewisse Langweile empfand oder vielmehr Bedauern darüber, daß mich niemand in meiner glänzenden Lage sah, und ich sehnte mich nach Bewegung und Tätigkeit. Daher ließ ich den Wagen anspannen und beschloß, nach der Schmiedebrücke zu fahren und Einkäufe zu machen.

Ich erinnerte mich, daß Wolodja nach bestandnem Examen sich Lithographien der Pferdebilder von Viktor Adam, Tabak und Pfeifen gekauft hatte, und es erschien mir unbedingt notwendig, dasselbe zu tun.

Unter den von allen Seiten auf mich gerichteten Blicken und bei dem Spiel des Sonnenglanzes auf meinen Knöpfen, auf

der Kokarde an der Mütze und auf dem Degen, kam ich zur Schmiedebrücke gefahren und hielt vor dem Bilderladen Daziaros. Mich nach allen Seiten umblickend, trat ich in den Laden; ich wollte nicht Viktor Adams Pferdebilder kaufen, damit man mir nicht vorwerfen konnte, daß ich Wolodja nachäffe, aber weil ich mich genierte, so überhastete ich mich, und da ich so schnell als möglich wählen wollte, um den mich bedienenden Verkäufer nicht länger zu belästigen, nahm ich einen in Gouache ausgeführten Frauenkopf, der im Fenster stand, und bezahlte dafür zwanzig Rubel. Aber nachdem ich diese zwanzig Rubel bezahlt hatte, schämte ich mich immer noch, daß ich die beiden gutgekleideten Verkäufer um solcher Kleinigkeiten willen beunruhigt hatte, und außerdem schien mir, daß sie mich immer noch zu geringschätzig behandelten. In dem Wunsche, sie fühlen zu lasten, wer ich sei, wandte ich meine Aufmerksamkeit einem silbernen Säckelchen zu, das unter Glas lag, und als ich hörte, daß es ein Bleistifthalter sei und

achtzehn Rubel kostete, bat ich, es mir in Papier zu wickeln, und bezahlte das Geld. Nachdem ich noch erfahren hatte, daß ich gute Tschibuks und Tabak nebenan im Tabakladen bekomme, verbeugte ich mich höflich vor den beiden Verkäufern und trat mit dem Bilde unter dem Arm auf die Straße hinaus. Im Nachbarladen, auf dessen Schild ein Zigarren rauchender Neger abgebildet war, kaufte ich – ebenfalls nur um niemand nachzuahmen – nicht Shukow, sondern Sultan, eine kleine Stambulpfeife und je einen Linden- und Rosentschibuk. Als ich vom Laden zum Wagen ging, bemerkte ich Ssemjonow, der im Zivilrock mit gesenktem Haupte schnellen Schrittes über das Trottoir ging: es ärgerte mich, daß er mich nicht erkannte. Ich sagte ziemlich laut: »Fahr' vor,« setzte mich in die Droschke und holte Ssemjonow ein.

»Guten Tag,« rief ich ihm zu.

»Habe die Ehre,« erwiderte er, ohne stehen zu bleiben.

»Warum sind Sie nicht in Uniform?« fragte ich.

Ssemjonow blieb stehen, kniff die Augen zu, zeigte seine weißen Zähne, tat, als sei es ihm unangenehm, in die Sonne zu blicken, hauptsächlich wohl, weil er mir zeigen wollte, wie kalt ihn mein Wagen und meine Uniform ließen, sah mich schweigend an und ging weiter.

Von der Schmiedebrücke fuhr ich in eine Konditorei in der Twerstraße. Und obgleich ich mich stellen wollte, als ob mich in der Konditorei vor allem die Zeitungen interessierten, konnte ich mich doch nicht überwinden und begann einen Kuchen nach dem andern zu verzehren. Ungeachtet dessen, daß ich mich vor einem Herrn genierte, der mich hinter seiner Zeitung hervor neugierig betrachtete, aß ich sehr schnell etwa acht Kuchen von allen Sorten, die überhaupt in der Konditorei zu haben waren.

Als ich nach Hause kam, fühlte ich ein leichtes Sodbrennen; doch ohne darauf zu achten, machte ich mich daran, meine Einkäufe anzuschauen. Das Bild mißfiel mir so, daß ich es nicht nur nicht einrahmte und nicht in mein Zimmer hing wie Wolodja, sondern es sogar sorgfältig hinter der Kommode versteckte, wo es niemand sehen konnte. Der Bleistifthalter gefiel mir zu Hause auch nicht; ich legte ihn in die Tischlade, tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß er aus Silber, also eine Wertsache und für einen Studenten sehr nützlich war. Die Rauchutensilien aber beschloß ich sofort in Gebrauch zu nehmen und auszuprobieren.

Nachdem ich das Viertelfundpäckchen geöffnet und die türkische Pfeife mit dem rötlichgelben, feingeschnittenen Sultan gestopft hatte, legte ich einen brennenden Schwamm darauf, nahm den Tschibuk zwischen den Mittel- und den Ringfinger (eine Handstellung, die mir ganz besonders gefiel) und begann den Rauch einzuziehen.

Der Duft des Tabaks war sehr angenehm, aber im Munde hatte ich einen bitteren Geschmack und der Atem drohte mir zu stocken. Ich faßte mir jedoch ein Herz und atmete recht lange den Rauch ein, versuchte Ringe zu blasen und den Rauch wieder einzuziehen. Bald war das ganze Zimmer von bläulichen Rauchwolken erfüllt, die Pfeife begann zu rasseln, der glimmende Tabak zu knistern, im Munde fühlte ich einen bitteren Geschmack und im Kopf einen leichten Schwindel; ich wollte schon aufhören und mich nur noch einmal mit der Pfeife im Spiegel betrachten, als ich zu meinem Erstaunen zu schwanken begann. Das Zimmer drehte sich im Kreise, und als ich in den Spiegel blickte, zu dem ich mich mühsam hingeschleppt hatte, sah ich, daß mein Gesicht weiß war wie Leinwand. Ich hatte mich kaum auf den Divan sinken lassen, als ich eine solche Übelkeit und eine solche Schwäche empfand, daß ich, in der Einbildung, die Pfeife sei für mich lebensgefährlich, glaubte sterben zu müssen; ich erschrak ernstlich und wollte

schon um Hilfe rufen und den Doktor holen lassen.

Aber die Angst dauerte nicht lange. Ich begriff bald, was mit mir vorging, lag eine Weile mit furchtbarem Kopfschmerz matt auf dem Divan und betrachtete mit stumpfer Aufmerksamkeit den Stempel Bostanjoglos, der auf dem Viertelfundpäckchen abgebildet war, die am Boden liegende Pfeife, die Aschenreste und die Bröseln der Konditoreikuchen und dachte voll trüber Enttäuschung:

»Wahrscheinlich bin ich noch nicht ganz erwachsen, wenn ich nicht rauchen kann wie die andern, und wahrscheinlich ist es mir nicht beschieden, den Tschibuk zwischen Mittel- und Ringfinger zu halten, den Rauch einzuziehen und durch den blonden Schnurrbart hindurch wieder hinauszublasen.«

Dmitrij, der um fünf Uhr mich abholen kam, fand mich in diesem unangenehmen Zustande; doch als ich ein Glas Wasser getrunken hatte, war ich fast

wiederhergestellt und bereit, mit ihm zu fahren.

»Wie kommen Sie aber auch auf den Gedanken, zu rauchen?« sagte er, als er die Spuren meines Versuches erblickte, »das sind alles Dummheiten und unnütze Geldausgaben. Ich habe mir das Wort gegeben, nicht zu rauchen; aber lassen Sie uns schnell gehen, wir müssen noch zu Dubkow.«

Was Wolodja und Dubkow trieben.

Sofort als Dmitrij eingetreten war, hatte ich an seinem Gesicht, seinem Gang und an der ihm eigenen Gebärde, bei schlechter Laune mit den Augen zu zwinkern und den Kopf unter Gesichterschneiden zur Seite zu drehen, als ob er seine Halsbinde zurechtrücken wollte, erkannt, daß er sich in jener kühl-eigensinnigen Stimmung befand, die ihn befiel, wenn er mit sich selbst unzufrieden war, und die stets auf meine Gefühle für ihn eine abkühlende Wirkung übte. In letzter Zeit hatte ich schon begonnen, den Charakter meines Freundes zu beobachten und zu beurteilen, doch unsere Freundschaft wurde dadurch nicht im geringsten gestört: sie war noch so jung und so stark, daß ich, von welcher Seite ich Dmitrij auch betrachtete, ihn nicht anders als vollkommen sehen konnte. In ihm steckten zwei ganz verschiedene Menschen, die beide für mich schön waren. Der eine,

den ich heiß liebte, war gut, freundlich, sanft, heiter und war sich dieser liebenswürdigen Eigenschaften bewußt. Wenn Dmitrij in dieser Stimmung war, schienen alle seine Bewegungen, sein ganzes Äußere, der Ton seiner Stimme zu sagen: »Ich bin sanft und tugendhaft, ich ergötze mich daran, daß ich sanft und tugendhaft bin, und ihr alle könnt das sehen.« Der andere Mensch – den ich erst jetzt zu erkennen anfing und vor dessen Erhabenheit ich mich beugte – war kalt, streng gegen sich und gegen andere, stolz, religiös bis zum Fanatismus und pedantisch moralisch.

Mit der Offenheit, die eine unerläßliche Bedingung für unsere Freundschaft war, sagte ich ihm, als wir in den Wagen stiegen, daß es mich betrübe und schmerze, ihn am heutigen für mich so glücklichen Tage in so drückender, mir unangenehmer Stimmung zu sehen.

»Wahrscheinlich hat Sie irgend etwas verstimmt, warum sagen Sie mir's nicht?«

fragte ich ihn.

»Nikolenka,« erwiderte er langsam, den Kopf nervös zur Seite wendend und mit den Augen zwinkernd, »wenn ich Ihnen mein Wort gegeben habe, daß ich vor Ihnen nichts verbergen werde, so haben Sie auch keinen Grund, mich der Geheimnistuerei zu verdächtigen. Man kann nicht immer in derselben Stimmung sein, und wenn mich irgend etwas verstimmt hat, so kann ich mir selbst keine Rechenschaft davon geben.«

»Was ist das doch für ein bewundernswert offener, ehrlicher Charakter!« dachte ich und knüpfte kein neues Gespräch mit ihm an.

Schweigend kamen wir zu Dubkow. Dubkows Wohnung war außerordentlich hübsch, oder sie erschien mir so. Überall sah man Teppiche, Bilder, Vorhänge, bunte Tapeten. Porträts. geschweifte Stühle, Voltairesessel, an den Wänden hingen Gewehre, Pistolen, Tabaksbeutel und verschiedene Tierköpfe auf Karton. Beim

Anblick dieses Zimmers begriff ich, wenn Wolodja bei der Ausschmückung des seinigen nachgeahmt hatte. Wir trafen Dubkow und Wolodja beim Kartenspiel. Ein mir unbekannter Herr (nach seiner bescheidenen Haltung zu urteilen, keine Größe), saß neben dem Tisch und folgte dem Spiel mit großer Aufmerksamkeit. Dubkow selbst war in seidenem Schlafrock und weichen Hausschuhen. Wolodja saß in Hemdsärmeln ihm gegenüber auf dem Divan und war – wie sein gerötetes Gesicht und der unzufriedene, hastige Blick von den Karten auf uns verrieten – sehr vertieft in das Spiel. Als er mich sah, errötete er noch mehr.

»Na, du gibst,« sagte er zu Dubkow. Ich erriet, wie unangenehm es ihm war, daß ich von seinem Kartenspiel Kenntnis erhielt. Aber sein Gesicht zeigte keine Verwirrung, sondern schien mir sagen zu wollen: »Ja, ich spiele! Und du wunderst dich darüber nur, weil du noch jung bist. Das ist nicht nur nicht schlecht, sondern muß in meinem Alter so sein.«

Ich fühlte und begriff das sofort.

Doch Dubkow machte sich nicht ans Kartengeben, sondern stand auf, drückte uns die Hand, forderte uns auf, Platz zu nehmen und bot uns Tabakspfeifen an, die wir ablehnten.

»Da ist er also, unser Diplomat, der Urheber der Festlichkeit,« sagte Dubkow; »bei Gott, er hat ganz furchtbare Ähnlichkeit mit einem Oberst!«

»Hm!« machte ich und fühlte dabei wieder, wie das dumm-selbstgefällige Lächeln sich über mein Gesicht breitete.

Ich empfand Achtung vor Dubkow, wie sie nur ein sechzehnjähriger Knabe vor einem siebenundzwanzigjährigen Adjutanten empfinden kann, von dem alle Erwachsenen sagen, er sei ein äußerst braver junger Mann, der vortrefflich tanze und französisch spreche und der, wenn er auch im Grunde seiner Seele geringschätzig

über meine Jugend dachte, sich sichtlich bemühte, dies zu verbergen.

Trotz all meiner Hochachtung war es mir während der ganzen Dauer unserer Bekanntschaft, Gott weiß warum, schwer und unbehaglich, ihm in die Augen zu sehen. Später machte ich die Beobachtung, daß mir das bei drei Arten von Menschen unangenehm ist: bei denen, die viel schlechter, und bei denen, die viel besser sind als ich, und schließlich bei Menschen, mit welchen ich mich nicht entschließen kann, über etwas zu sprechen, wovon wir beide wissen. Vielleicht war Dubkow besser, vielleicht war er schlechter als ich, sicher aber ist, daß er sehr oft die Unwahrheit sprach, ohne das zuzugeben, daß ich diese Schwäche an ihm bemerkt hatte und mich selbstverständlich nicht entschließen konnte, mit ihm darüber zu reden.

»Machen wir noch ein Spiel,« sagte Wolodja, wie Papa mit der Achsel zuckend und die Karten mischend.

»Wie der mich quält!« erwiderte Dubkow,
»wir spielen nachher weiter. Na übrigens –
noch ein Spiel, meinetwegen!«

Während sie spielten, betrachtete ich ihre Hände. Wolodja hatte eine große, schöne Hand; die Rundung des Daumens und die Biegung der anderen Finger hatten, wenn er die Karten hielt, eine solche Ähnlichkeit mit der Hand Papas, daß ich eine Zeitlang glaubte, er halte die Hände absichtlich so, um einem Erwachsenen zu gleichen; aber wenn man ihm ins Gesicht sah, merkte man sofort, daß er an nichts dachte als ans Spiel. Dubkow dagegen hatte kleine, volle, nach innen gebogene, sehr geschickte Hände mit weichen Fingern, Hände von jener Art, die mit Ringen geschmückt zu sein pflegen und die Leuten gehören, welche Vorliebe für Handarbeit haben und gern hübsche Sachen besitzen.

Wolodja schien zu verlieren, denn der Herr, der ihm in die Karten sah, äußerte, Wladimir Petrowitsch habe fürchterliches Pech, und Dubkow holte seine Brieftasche

hervor, notierte sich etwas und fragte,
indem er die Notiz Wolodja zeigte:
»Stimmt's?«

»Stimmt!« sagte Wolodja mit einem
erheuchelt zerstreuten Blick in das
Notizbuch; »jetzt wollen wir fahren.«

Wolodja nahm Dubkow in seinen Wagen,
ich fuhr mit Dmitrij in dessen Phaeton.

»Was haben sie eigentlich gespielt?« fragte
ich Dmitrij.

»Piquet. Ein dummes Spiel. Überhaupt, das
Kartenspielen ist dumm.«

»Und spielen sie hoch?«

»Nein; trotzdem ist's nicht schön.«

»Spielen Sie nicht?«

»Nein, ich habe mir das Wort gegeben,
nicht zu spielen; aber Dubkow kann nicht
anders als jemand Geld abnehmen.«

»Das ist aber nicht hübsch von ihm,«
meinte ich, »Wolodja spielt gewiß
schlechter als er?«

»Natürlich ist's nicht hübsch, aber es ist
auch nichts besonders Schlimmes dabei.
Dubkow spielt gern und gut, er ist aber
trotzdem ein vortrefflicher Mensch.«

»Ich hab' ja auch durchaus nicht gedacht –«
sagte ich.

»Man darf auch nichts Schlechtes von ihm
denken, denn er ist wirklich ein prächtiger
Mensch. Ich hab' ihn auch sehr gern und
werde ihn immer gern haben, trotz seiner
Schwächen.«

Mir wollte es scheinen, daß Dmitrij, grade
weil er gar so warm für Dubkow eintrat, ihn
nicht mehr liebte und achtete, daß er das
aber nicht eingestehen wollte, sowohl aus
Eigensinn als auch, damit ihm niemand den
Vorwurf der Unbeständigkeit machen
könne. Er war einer von jenen Menschen,
die ihre Freunde fürs ganze Leben gern

haben, weniger deshalb, weil diese Freunde ihnen immer liebenswert erscheinen, als vielmehr, weil sie es für unehrenhaft halten, einem Menschen, dem sie einmal, wenn auch irrtümlich, ihre Liebe geschenkt haben, diese Liebe wieder zu entziehen.

Ich werde beglückwünscht.

Dubkow und Wolodja kannten bei Jar alle Leute mit Namen, und vom Portier bis zum Wirt bezeugten ihnen alle große Hochachtung. Man wies uns sofort ein Extrazimmer an und servierte uns ein köstliches Diner, das Dubkow nach der französischen Speisekarte zusammengestellt hatte. Eine Flasche Champagner auf Eis, die ich mich bemühte, so gleichgültig als möglich zu betrachten, stand schon bereit. Das Mahl verlief sehr angenehm und lustig, obgleich Dubkow seiner Gewohnheit gemäß die allermerkwürdigsten Geschichten wie reine Wahrheiten erzählte, – unter anderem, wie seine Großmutter drei Räuber, die sie überfallen hatten, mit einer alten Donnerbüchse getötet hatte (ich wurde dabei rot, senkte die Augen und wandte mich von ihm ab), – und obgleich Wolodja jedesmal in Verlegenheit geriet, sobald ich zu sprechen begann (was ganz unnütz war,

weil ich, soviel ich mich erinnere, nichts sagte, was ihm Schande gemacht hätte). Als der Champagner gereicht wurde, beglückwünschten mich alle, ich trank Bruderschaft mit Dubkow und Dmitrij, und wir umarmten uns. Da ich nicht wußte, wem die Flasche Champagner gehörte (sie war, wie man mir später erklärte, auf gemeinsame Rechnung bestellt), und die Freunde für mein Geld, das ich immer wieder in der Tasche befühlte, bewirten wollte, zog ich heimlich einen Zehnrubelschein hervor, rief den Kellner heran, gab ihm das Geld und sagte flüsternd, – aber doch so, daß alle es hörten, da sie mich schweigend ansahen, – er möge doch »bitte noch ein halbes Fläschchen Champagner bringen«. Wolodja errötete, zuckte zusammen und blickte mich und die andern so erschreckt an, daß ich merkte, wie sehr ich gefehlt hatte, aber die halbe Flasche wurde gebracht und wir leerten sie mit großem Vergnügen. Die Heiterkeit schien fortzudauern. Dubkow setzte seine Aufschneidereien fort, und auch Wolodja erzählte allerlei komische Geschichten so

vortrefflich, wie ich es nie von ihm erwartet hätte, und wir lachten viel. Das Wesen von Dubkows und Wolodjas Komik bestand in der Nachahmung und Übertreibung der bekannten Anekdote, in welcher der eine fragt: »Waren Sie schon im Auslande?« – »Nein,« antwortet der andere, »aber mein Bruder spielt die Geige.« Sie hatten in dieser Komik des Unsinns eine solche Vollkommenheit erreicht, daß sie diese Anekdote auch so erzählten: »Mein Bruder hat auch nie Geige gespielt.« Jede Frage beantworteten sie einander in dieser Art, und zuweilen bemühten sie sich auch, ohne Frage zwei der allerunzusammenhängendsten Dinge miteinander zu verknüpfen; sie brachten diesen Blödsinn mit ernstem Gesicht vor, und das wirkte höchst komisch. Ich begriff allmählich, worauf es ankam, und wollte ebenfalls etwas Lustiges erzählen, aber alle machten ein verlegenes Gesicht und vermieden es, mich anzusehen, während ich sprach, und meine Anekdote mißglückte. Dubkow sagte: »Er hat sich verhaspelt, unser Freund Diplomat!« aber ich fühlte

mich so wohl nach dem Champagner und in der Gesellschaft Erwachsener, daß diese Bemerkung mich kaum traf. Nur Dmitrij blieb, trotzdem er ebensoviel trank wie wir anderen, in seiner strengen und ernsten Stimmung, welche die allgemeine Lustigkeit ein wenig zurückhielt.

»Hört mal, meine Herren,« sagte Dubkow, »nach dem Diner müssen wir den Diplomaten etwas unter unsere Fittiche nehmen; sollen wir nicht zu Tante fahren? Dort werden wir ihm schon alles Weitere beibringen.«

»Nechljudow wird ja nicht mitfahren,« sagte Wolodja.

»Ein unerträglicher Duckmäuser! Du, du bist ein unerträglicher Duckmäuser!« sagte Dubkow, sich an Dmitrij wendend, »komm doch mit!«

»Nicht allein daß ich nicht mitfahre, ich werde auch ihn nicht mitlassen,« erwiderte Dmitrij errötend.

»Wen? Den Diplomaten? Du willst doch mit, Diplomat? Seht mal, er strahlt ja förmlich!«

»Nicht etwa, daß ich ihn zurückhalte,« fuhr Dmitrij fort, indem er aufstand und im Zimmer auf und nieder ging, ohne mich anzublicken, »aber ich rate ihm nicht und ich wünsche nicht, daß er mitfahre. Er ist kein Kind mehr und kann ohne euch fahren, wohin er will. Du aber sollst dich schämen, Dubkow! Weil du leichtsinnig bist, willst du, daß auch andere so seien.«

»Was ist denn Schlimmes dabei,« sagte Dubkow, indem er Wolodja zublinzelte, »wenn ich euch alle zu Tante zu einer Tasse Tee einlade? Na, wenn's dir unangenehm ist – bitte, Wolodja und ich fahren hin. Wolodja, willst du?«

»Hm, hm,« machte Wolodja bestätigend, »fahren wir hin, und dann kommst du zu mir und wir setzen unser Piquet fort.«

»Willst du mit ihnen fahren oder nicht, wie?« fragte Dmitrij, vor mich hintretend.

»Nein,« erwiderte ich, indem ich ihm neben mir auf dem Divan Platz machte, »ich habe überhaupt keine Lust dazu, und wenn du mir abrätst, so fahre ich für nichts in der Welt mit.«

»Ausgezeichnet,« sprach er, »lebe auf deine eigne Weise und tanze nach keiner fremden Pfeife, das ist das allerbeste.«

Dieser kleine Streit hatte unser Vergnügen nicht nur nicht gestört, sondern noch erhöht. Dmitrij geriet plötzlich in die von mir so geliebte sanfte Stimmung. Eine solche Wirkung übte auf ihn, wie ich später mehr als einmal beobachten konnte, das Bewußtsein, gut gehandelt zu haben. Er war jetzt mit sich selbst zufrieden, weil er mich zurückgehalten hatte. Er wurde sehr lustig, ließ noch eine Flasche Champagner bringen (was gegen seine Grundsätze war), lud einen unbekannten Herrn in unser Zimmer und bewirtete ihn, sang das *Gaudeamus*

igitur, bat uns alle, mit einzustimmen, und schlug vor, nach Ssokolniki spazieren zu fahren, aber Dubkow meinte, das sei zu sentimental.

»Laßt uns heute lustig sein!« rief Dmitrij lächelnd, »zur Feier seines Eintritts in die Universität leg' ich mir zum erstenmal im Leben einen Rausch an, ja, ja!«

Diese Lustigkeit paßte nicht recht zu Dmitrij. Er machte den Eindruck eines Hofmeisters oder eines guten Vaters, der mit seinen Kindern zufrieden und guter Laune ist und ihnen Vergnügen bereiten will, zugleich aber auch beweisen möchte, daß man sich anständig und ehrbar amüsieren kann. Aber dessenungeachtet schien diese unerwartete Lustigkeit auf mich und auf die anderen ansteckend zu wirken, umsomehr, als jeder von uns beinahe schon eine halbe Flasche Champagner getrunken hatte.

In solch angenehmer Stimmung ging ich ins große Zimmer, um eine Zigarette

anzurauchen, die Dubkow mir gegeben hatte.

Als ich aufstand, merkte ich, daß ich ein wenig schwindlig war und daß meine Füße und Hände nur dann in natürlicher Lage blieben, wenn ich angestrengt auf sie achtete. Im entgegengesetzten Falle gingen die Füße hierhin und dorthin und die Hände vollführten seltsame Bewegungen. Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit krampfhaft auf die Gliedmaßen, zwang meine Hände, sich zu heben, meinen Rock zuzuknöpfen und mein Haar zu glätten (wobei die Ellenbogen sich entsetzlich hoch nach oben streckten), befahl meinen Füßen, zur Tür zu gehen, was sie auch ausführten; sie traten nur entweder zu fest oder zu zart auf, besonders der linke Fuß stellte sich immer auf die Zehen. Irgend eine Stimme rief mir zu: »Wohin gehst du? Man wird dir eine Kerze bringen!« Ich erriet, daß diese Stimme Wolodja gehörte, und es machte mir Vergnügen, daß ich das erraten hatte, aber statt aller Antwort lächelte ich nur leicht und schritt weiter.

Der Streit.

Im großen Zimmer saß an einem Tischchen ein kleiner, stämmiger Herr in Zivil mit rotem Schnurrbart und aß. Neben ihm saß ein hochgewachsener brünetter Mann ohne Schnurrbart. Sie sprachen französisch. Ihr Anblick machte mich verlegen, aber ich entschloß mich dennoch, meine Zigarette an der brennenden Kerze, die vor ihnen stand, anzuzünden. Zur Seite schauend, um ihrem Blick nicht zu begegnen, trat ich an den Tisch und zündete die Zigarette an. Als sie brannte, konnte ich mich nicht länger beherrschen und warf einen Blick auf den speisenden Herrn. Seine grauen Augen waren fest und mißfällig auf mich gerichtet. Ich wollte mich eben abwenden, als sein roter Schnurrbart sich zu bewegen begann und er in französischer Sprache hervorstieß: »Ich liebe es nicht, daß geraucht wird, wenn ich speise, mein Herr!«

Ich murmelte etwas Unverständliches.

»Jawohl, ich liebe es nicht!« fuhr der schnurrbärtige Herr streng fort, indem er dem Bartlosen einen flüchtigen Blick zuwarf, als wollte er ihn auffordern, sich daran zu ergötzen, wie er mich bearbeiten werde; »ich liebe das nicht, mein Herr, und ich liebe auch nicht Leute, die so unhöflich sind, daß sie mir ins Gesicht rauchen.«

Ich begriff sofort, daß dieser Herr mich schalt, und ich fühlte mich im ersten Moment ihm gegenüber sehr schuldbewußt.

»Ich dachte nicht, daß Ihnen das unangenehm sein würde,« sagte ich.

»So, Sie dachten nicht, daß Sie ein Flegel sind, aber ich dachte das!« schrie der Herr.

»Welches Recht haben Sie, so zu schreien?« fragte ich, da ich fühlte, daß er mich beleidigte, und da ich allmählich ebenfalls in Zorn geriet.

»Das Recht, daß ich niemand und nie gestatte, mir gegenüber die schuldige

Achtung zu vergessen! Und solche Bürschlein wie Sie werde ich immer zurechtweisen! Wie heißen Sie, mein Herr, und wo wohnen Sie?«

Ich war wütend, meine Lippen bebten und der Atem stockte mir fast. Aber ich fühlte mich dennoch schuldig, wahrscheinlich, weil ich zu viel Champagner getrunken hatte; ich sagte dem Herrn keine Grobheiten, im Gegenteil, meine Lippen nannten ihm demütigst meinen Namen und meine Adresse.

»Ich heiße Kolpikow, mein Herr, und in Zukunft seien Sie höflicher. Sie werden noch von mir hören, – vous aurez de mes nouvelles,« schloß er, denn das Gespräch wurde französisch geführt.

Ich sagte nur: »Freut mich sehr!« wobei ich meiner Stimme möglichst viel Entschiedenheit zu geben suchte, drehte mich um und kehrte mit der Zigarette, die inzwischen erloschen war, in unser Zimmer zurück.

Ich erzählte weder meinem Bruder noch den Freunden von dem Vorgefallenen, um so weniger als sie gerade in heftigem Streit waren, und setzte mich allein in eine Ecke, um über das merkwürdige Erlebnis nachzudenken. Die Worte: »Sie sind ein Flegel, mein Herr (*un mal élevé, Monsieur*)!« tönten mir immer noch in den Ohren und empörten mich mehr und mehr. Mein Rausch war vollständig verflogen. Als ich darüber nachsann, wie ich mich in dieser Angelegenheit benommen hatte, kam mir plötzlich der schreckliche Gedanke, daß ich gehandelt hatte wie ein Feigling. »Welches Recht hatte er, so über mich herzufallen? Warum sagte er nicht ganz einfach, daß es ihn störe? Folglich ist er der Schuldige? Warum habe ich, als er mich einen Flegel nannte, ihm nicht geantwortet: Ein Flegel, mein Herr, ist derjenige, der sich Grobheiten erlaubt! Oder warum hab' ich ihm nicht einfach zugeschrien: Schweigen Sie! Das wäre vortrefflich gewesen. Warum hab' ich ihn nicht gefordert? Nichts von alledem hab' ich getan, sondern ich hab' wie ein gemeiner

Feigling die Beleidigung heruntergeschluckt. –« »Sie sind ein Flegel, mein Herr!« klang es mir unaufhörlich aufreizend im Ohr. »Nein, das kann man nicht so hingehen lassen!« dachte ich und erhob mich mit der festen Absicht, mich nochmals zu dem Herrn zu begeben und ihm etwas Entsetzliches zu sagen, oder aber ihm den Leuchter an den Kopf zu werfen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab. Mit Wonne malte ich mir das letztere aus, betrat das Nebenzimmer aber doch nicht ohne große Angst. Zum Glück war Herr Kolpikow nicht mehr da; nur ein Kellner, der den Tisch abräumte, befand sich in dem großen Zimmer. Ich wollte ihm den Vorfall erzählen und ihm erklären, daß mich nicht die geringste Schuld treffe, aber ich besann mich und kehrte in der düstersten Stimmung wieder in unser Zimmer zurück.

»Was ist denn mit unserm Diplomaten passiert?« sagte Dubkow, »er entscheidet jetzt sicherlich Europas Schicksal!«

»Ach laß mich in Ruhe!« erwiderte ich, mich mürrisch abwendend. Dann begann ich, im Zimmer auf und ab schreitend, darüber nachzudenken, daß Dubkow doch gar kein guter Mensch sei. »Und was sollen diese ewigen Späße und dieser Spitzname Diplomat? Darin liegt doch gar nichts Liebenswertes. Er hat nichts im Sinn, als Wolodja das Geld abzunehmen und sich zu amüsieren. Und er hat auch gar nichts Sympathisches an sich. Alles, was er sagt, ist eine Lüge oder eine Gemeinheit, und ewig verspottet er einen. Ich glaube, er ist ganz einfach dumm, und dabei ein schlechter Mensch.« In solchen Gedanken verbrachte ich etwa fünf Minuten und empfand dabei, ich weiß nicht warum, immer deutlicher ein feindseliges Gefühl gegen Dubkow. Dubkow aber beachtete mich gar nicht, und das ärgerte mich noch mehr. Ich war sogar böse auf Wolodja und Dmitrij, weil sie mit ihm sprachen.

»Wißt Ihr was, meine Herren? Wir müssen den Diplomaten mit Wasser begießen!« sagte Dubkow plötzlich, indem er mich mit

einem Lächeln ansah, das mir spöttisch und selbst falsch erschien; »ihm ist ja übel, bei Gott, ihm ist übel!«

»Sie müssen auch begossen werden! Ihnen selbst ist übel!« antwortete ich mit boshafem Lächeln und vergaß sogar, daß ich mit ihm Bruderschaft getrunken hatte.

Diese Antwort setzte Dubkow wohl in Erstaunen, aber er wandte sich gleichmütig von mir ab und fuhr fort, sich mit Wolodja und Dmitrij zu unterhalten.

Ich versuchte, mich in ihr Gespräch zu mischen, fühlte aber, daß ich mich ganz und gar nicht verstellen konnte, und zog mich wieder in meine Ecke zurück, um sie bis zu unserm Aufbruch nicht wieder zu verlassen.

Als die Rechnung bezahlt war und wir unsere Mäntel umwarfen, wandte sich Dubkow an Dmitrij: »Na, wohin werden Orest und Pylades sich begeben? Wahrscheinlich nach Hause, um über Liebe zu philosophieren? Wir werden uns

jedenfalls besser unterhalten als ihr bei eurer sauertöpfischen Freundschaft!«

»Wie können Sie es wagen, so über uns zu sprechen, uns zu verspotten?« sagte ich plötzlich, indem ich dicht an ihn herantrat und mit den Händen umherfuchtelte; »wie können Sie es wagen, über Gefühle zu spotten, welche Sie nicht begreifen? Ich verbiete Ihnen das! Schweigen Sie!« schrie ich und verstummte selbst, da ich nicht wußte, was ich noch sagen sollte, und vor Aufregung zu ersticken fürchtete. Dubkow war zuerst erstaunt, dann versuchte er zu lächeln und das Ganze als Scherz zu nehmen, endlich aber erschrak er zu meiner großen Verwunderung und senkte den Blick zu Boden.

»Ich spotte durchaus nicht über euch und eure Gefühle, ich sag' nur so,« sprach er ausweichend.

»Das ist's eben!« schrie ich, aber im selben Moment schämte ich mich vor mir selbst und empfand Mitleid mit Dubkow, dessen

gerötetes, verlegenes Gesicht wirkliches Unbehagen ausdrückte.

»Was hast du nur?« fragten Wolodja und Dmitrij gleichzeitig, »niemand hat dich beleidigen wollen.«

»Doch, er wollte mich beleidigen.«

»Ein verzweifelt schwieriger Herr, dein Bruder!« äußerte Dubkow zu Wolodja, indem er zur Tür hinausging, um nicht mehr zu hören, was ich antworten würde.

Vielleicht wäre ich ihm nachgestürzt und hätte ihm noch mehr Grobheiten gesagt, aber grade in diesem Augenblick reichte mir der Kellner, der bei meiner Affäre mit Kolpikow zugegen gewesen war, den Mantel, und ich beruhigte mich sofort, stellte mich aber vor Dmitrij noch zornig, soweit das notwendig war, um das plötzliche Ruhigwerden nicht sonderbar erscheinen zu lassen.

Am folgenden Tage traf ich bei Wolodja mit Dubkow zusammen; wir erwähnten das Vorgefallene nicht, blieben aber bei dem »Sie«, und es fiel uns noch schwerer als sonst, einander in die Augen zu blicken.

Die Erinnerung an meinen Streit mit Kolpikow, der mir übrigens weder am folgenden Tage noch sonst je »de ses nouvelles« gab, blieb für mich viele Jahre hindurch lebendig und bedrückend. Noch mindestens fünf Jahre später zuckte ich zusammen und schrie auf, sobald ich der unbestraften Beleidigung gedachte, und tröstete mich nur mit der selbstgefälligen Erinnerung an die Schneidigkeit, die ich dafür in der Sache mit Dubkow an den Tag gelegt hatte. Erst viel später begann ich, das alles mit ganz anderen Augen zu betrachten, mit komischem Behagen des Streites mit Kolpikow zu gedenken und die unverdiente Beleidigung zu bereuen, die ich dem »netten Burschen« Dubkow zugefügt hatte.

Als ich noch am selben Abend Dmitrij mein Erlebnis mit Kolpikow erzählte und ihm dessen Äußeres genau beschrieb, wunderte er sich aufs höchste.

»Ja das ist ja derselbe!« rief er, »stell' dir vor, dieser Kolpikow ist ein bekannter Lump, ein Falschspieler, und vor allem ein Feigling, der von den Kameraden aus dem Regiment gestoßen wurde, weil er eine Ohrfeige erhielt, ohne Genugtuung zu fordern. Woher hat der nur die plötzliche Bravour?« setzte er hinzu, mich mit einem gutmütigen Lächeln anblickend; »er hat doch weiter nichts gesagt als *mal élevé*?«

»Ja,« erwiderte ich errötend.

»Gut ist das nicht, aber immerhin noch kein Unglück,« tröstete mich Dmitrij.

Erst später, als ich alles in Ruhe überdachte, kam mir die ziemlich wahrscheinliche Vermutung, daß Kolpikow – da er fühlte, daß er mit mir fertig werden könne – an mir in Gegenwart des brünetten, bartlosen

Herrn nach vielen Jahren seine Rache für jene Ohrfeige ausließ, genau so wie ich mich sofort für seinen »Flegel« an dem unschuldigen Dubkow gerächt hatte.

Ich will Besuche machen.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, galt mein erster Gedanke meinem Erlebnis mit Kolpikow; ich brüllte gradezu, rannte im Zimmer hin und her, aber die Sache ließ sich nicht ändern; überdies war heute der letzte Tag, den ich in Moskau zubrachte, und ich mußte auf Papas Befehl Visiten machen; er selbst hatte sie mir auf einem Zettel aufgeschrieben. Papas Sorgfalt für uns galt weniger unserer Gesittung und Bildung, als unseren gesellschaftlichen Beziehungen. Auf dem Zettel stand in seiner eckigen, flüchtigen Schrift: 1. zum Fürsten Iwan Iwanowitsch *unbedingt*; 2. zu Iwins *unbedingt*; 3. zum Fürsten Michael; 4. zur Fürstin Nechljudow und zu Frau Walachin, wenn die Zeit reicht; und selbstverständlich zum Kurator, zum Rektor und zu den Professoren.

Von den letzteren Besuchen riet Dmitrij mir ab, da er meinte, sie wären nicht nur

unnütz, sondern sogar ungeziemend; die übrigen aber mußte ich alle heute noch abmachen. Besonders bangte mir vor den ersten beiden Visiten, neben denen das »unbedingt« stand. Fürst Iwan Iwanowitsch war General en chef, alt, reich und alleinstehend; wenn Papa also wünschte, daß ich ihn besuchte, so mußte es zwischen dem alten Herrn und mir irgend welche direkte Beziehungen geben, welche – wie mir ahnte – für mich nicht besonders schmeichelhaft sein konnten. Auch die Iwins waren reiche Leute, und der Vater war irgend ein hoher Zivilbeamter mit Generalsrang, der nur ein einziges Mal, noch zu Großmamas Lebzeiten, bei uns gewesen war. Nach Großmamas Tode aber hatte ich bemerkt, daß der jüngste Iwin uns aus dem Wege ging und eine gewisse Wichtigtuerei an den Tag legte. Der älteste hatte, wie ich vom Hörensagen wußte, seine juristischen Studien bereits beendet und eine Anstellung in Petersburg gefunden; der zweite, Sserjoscha, für den ich einst geschwärmt hatte, war ebenfalls in

Petersburg, und zwar als großer und dicker Kadett im Pagenkorps.

In meiner Jugend war mir der Verkehr mit Menschen, die sich für mehr hielten als ich, nicht nur unangenehm, sondern sogar unerträglich qualvoll, da ich beständig fürchtete, beleidigt zu werden, und alle meine geistigen Kräfte anstengte, um meine Selbständigkeit zu beweisen. Allein wenn ich schon Papas Befehle in Betreff der letzten Besuche nicht ausführte, so mußte ich meine Schuld durch Gehorsam in Bezug auf die ersten gut machen. Ich ging im Zimmer auf und ab, betrachtete die auf Stühlen umherliegenden Kleidungsstücke, den Degen und den Hut, und wollte mich eben zum Aufbruch rüsten, als der alte Grapp und Ilinka erschienen, um mir zu gratulieren. Grapp senior war ein russifizierter Deutscher, unerträglich süßlich, schmeichlerisch und sehr häufig angeheitert; er pflegte hauptsächlich dann zu uns zu kommen, wenn er um etwas bitten wollte, und Papa empfing ihn zwar zuweilen in seinem Arbeitszimmer, lud ihn

aber niemals ein, mit uns zu speisen. Sein demütiges, bettelhaftes Wesen war mit einer gewissen äußeren Gutmütigkeit und der Gewöhnung an unser Haus so verschmolzen, daß man ihm seine angebliche Anhänglichkeit an uns alle hoch anrechnete, aber ich mochte ihn nicht, ich weiß nicht warum, und wenn er sprach, schämte ich mich immer für ihn.

Das Erscheinen dieser Gäste verstimmte mich sehr, und ich gab mir keine Mühe, meine Unzufriedenheit zu verbergen. Ich war so gewöhnt, auf Ilinka von oben herabzusehen, und er war so gewöhnt, uns das Recht dazu einzuräumen, daß es mir einigermaßen unangenehm war, ihn nun als ebensolchen Studenten zu sehen, wie ich selbst einer war. Es schien mir, daß auch er sich wegen dieser Gleichstellung mit mir ein wenig genierte. Ich begrüßte sie kühl, bot ihnen keinen Platz an, denn ich schämte mich, das zu tun, da ich dachte, daß sie sich auch ohne meine Aufforderung setzen konnten, und befahl, meinen Wagen anzuspannen. Ilinka war ein guter, sehr

ehrenhafter und durchaus nicht dummer junger Mann, aber er hatte seine Launen; alle Augenblicke und, wie es schien, ohne jeden Grund, überfiel ihn irgend eine extreme Gemütsstimmung: bald Weinerlichkeit, bald Lachlust, bald Empfindlichkeit gegen das Allergeringste; in dieser letzten Stimmung schien er sich heute zu befinden. Er sprach nichts, warf böse Blicke auf mich und auf seinen Vater, und nur wenn man sich direkt an ihn wandte, lächelte er mit seinem ergebenen, gezwungenen Lächeln, hinter dem er schon gewöhnt war, alle seine Gefühle zu verbergen, vor allem das Gefühl der Scham für seinen Vater, das er in unserer Gegenwart empfinden mußte.

»Ja, ja, Nikolaj Petrowitsch,« sagte der Alte, indem er im Zimmer hinter mir herging, während ich mich anzog; dabei drehte er ehrerbietig langsam zwischen seinen dicken Fingern die silberne, ihm einst von Großmama geschenkte Tabaksdose; »sobald ich durch meinen Sohn erfuhr, daß Sie das Examen so

glänzend zu bestehen geruht haben – Ihr Geist ist ja bekannt –, eilte ich sofort her, Ihnen zu gratulieren, Väterchen; hab' ich Sie doch auf meiner Schulter umhergetragen, und Gott weiß, daß ich Sie alle liebe wie meine leiblichen Verwandten, und mein Ilinka wollte ja immer zu Ihnen. Auch er hat sich schon an Sie gewöhnt.«

Ilinka saß inzwischen am Fenster, tat als betrachte er meinen Dreimaster, und murmelte kaum hörbar etwas vor sich hin.

»Nun, Nikolaj Petrowitsch, ich wollte Sie fragen,« fuhr der Alte fort, »hat mein Iljuscha das Examen gut bestanden? Er sagt, er werde mit Ihnen zusammen studieren: bitte, lassen Sie ihn also nicht im Stich, schauen Sie ein wenig auf ihn, raten Sie ihm!«

»Er hat ja sehr gut bestanden,« antwortete ich, indem ich zu Ilinka hinübersah, der unter meinem Blick errötete und zu murmeln aufhörte.

»Und könnte er heute den Tag bei Ihnen verbringen?« fragte der Alte mit einem so zaghaften Lächeln, als hätte er große Angst vor mir, aber immer, wohin ich mich auch wandte, sich so nahe zu mir haltend, daß der Branntwein- und Tabaksgeruch, mit dem er förmlich durchtränkt war, mich auch nicht auf eine Sekunde verließ. Ich ärgerte mich, daß er mich in eine so schiefe Lage zu seinem Sohne brachte, und auch, daß er meine Aufmerksamkeit von der für mich damals sehr wichtigen Beschäftigung des Ankleidens ablenkte; vor allem aber machte der mich verfolgende Branntweingeruch mich so nervös, daß ich ihm sehr kühl antwortete, ich könnte nicht mit Ilinka zusammenbleiben. da ich den ganzen Tag außer Hause verbringen werde.

»Sie wollten doch zu Ihrer Schwester gehen, Vater,« sagte Ilinka lächelnd und ohne mich anzusehen, »und auch ich habe einiges vor.«

Ich ärgerte und schämte mich noch mehr, und um meine Absage ein wenig zu

mildern, beeilte ich mich zu erzählen, daß ich nicht daheim sein werde, weil ich beim Fürsten Iwan Iwanowitsch, bei der Fürstin Kornakow, bei Iwin – bei demselben Iwin, der eine so hervorragende Stellung einnehme, – Besuche machen müsse und wahrscheinlich bei der Fürstin Nechljudow dinieren werde. Ich glaubte, wenn sie erfuhren, mit welchen vornehmen Persönlichkeiten ich verkehrte, würden sie keine Ansprüche mehr an mich stellen. Als sie aufbrachen, lud ich Ilinka ein, mich ein andermal zu besuchen, aber er brummte nur wieder etwas vor sich hin und lächelte gezwungen. Man merkte es ihm an, daß sein Fuß meine Schwelle nie mehr überschreiten würde.

Gleich nach ihrem Fortgehen trat ich meine Besuchstournee an. Wolodja, den ich schon am Morgen gebeten hatte, mich zu begleiten, damit mir die Sache leichter falle, schlug meine Bitte unter dem Vorwande ab, es wäre doch allzu sentimental, wenn zwei »Brüderchen«

zusammen auf einem »Wägelchen«
ausführen.

Die Walachins.

So fuhr ich denn allein. Der örtlichen Lage nach war die erste Besuchsstation bei Frau Walachin. Drei Jahre etwa hatte ich Ssonitschka nicht gesehen, und meine Schwärmerei für sie war natürlich längst verflogen, aber in meiner Seele war doch noch eine lebhafte und rührende Erinnerung an die vergangene Kinderliebe zurückgeblieben. Im Laufe der drei Jahre war diese Erinnerung zuweilen so stark und klar über mich gekommen, daß ich Tränen vergoß und mich von neuem verliebt fühlte, aber dies Gefühl pflegte nur wenige Minuten zu dauern und nicht oft wiederzukehren.

Ich wußte, daß Ssonitschka mit ihrer Mutter im Auslande gewesen war; sie hatten dort zwei Jahre verlebt und waren – so erzählte man – einmal mit dem Reisewagen umgefallen, wobei Ssonitschka sich an den Wagenscheiben das Gesicht so zerschnitten

haben sollte, daß sie sehr häßlich geworden.
– Auf dem Wege zu den Walachins
gedachte ich lebhaft der früheren
Ssonitschka und malte mir aus, wie ich sie
jetzt wohl treffen würde. Infolge ihres
zweijährigen Aufenthaltes im Auslande
dachte ich sie mir, ich weiß nicht warum,
ungewöhnlich groß, von schöner Figur, sehr
ernst und vornehm, aber ungemein
anziehend. Meine Einbildungskraft sträubte
sich dagegen, sie mir mit einem durch
Narben verunstalteten Gesichte
vorzustellen: andererseits – da ich einmal
von einem leidenschaftlich Liebenden
gehört hatte, der dem Gegenstande seiner
Liebe trotz entstellender Pockennarben treu
geblieben war, – bemühte ich mich zu
denken, ich sei in Ssonitschka verliebt, um
das Verdienst zu haben, daß ich ihr trotz der
Narben treu blieb. Überhaupt, ich war auf
der Fahrt zu den Walachins zwar nicht
verliebt, aber ich hatte die alten
Erinnerungen so sehr aufgewühlt, daß ich
in der fürs Verlieben günstigsten Stimmung
war, und ich sehnte mich auch sehr danach,
um so mehr, als ich mich schon lange

schämte, hinter meinen längst verliebten Freunden so zurückgeblieben zu sein.

Die Walachins wohnten in einem kleinen, sauberen Holzhäuschen, das man vom Hofe aus betrat. Nachdem ich die Türglocke, die damals in Moskau noch eine große Seltenheit war, gezogen hatte, öffnete mir ein winziger, sauber gekleideter Knabe die Tür. Er konnte oder wollte mir nicht sagen, ob die Herrschaften zu Hause seien, und verschwand, mich im dunkeln Vorzimmer allein lassend, in dem noch dunkleren Korridor.

Ich blieb recht lange allein in dem finstern Raum, in dem sich außer der Eingangs- und der Korridortür noch eine verschlossene Tür befand: teils wunderte ich mich über den düstern Charakter des Hauses, teils vermutete ich, daß es bei Leuten, die im Auslands gewesen, so sein müsse. Nach etwa fünf Minuten öffnete derselbe Knabe von innen die Tür zum Salon und führte mich in ein ordentlich, wenn auch nicht reich eingerichtetes Empfangszimmer, in

welches gleich nach mir Ssonitschka eintrat.

Sie war jetzt siebzehn Jahre alt, sehr klein von Wuchs, sehr mager und hatte eine gelbliche, ungesunde Gesichtsfarbe. Narben waren auf dem Gesichte nicht zu bemerken, und die herrlichen, ein wenig hervortretenden Augen und das helle, gutmütig heitere Lächeln waren noch dieselben, die ich in meiner Kindheit gekannt und geliebt hatte. Ich hatte gar nicht erwartet, sie so zu sehen, wie sie war, und konnte daher das Gefühl, das ich unterwegs in mir wachgerufen hatte, nicht gleich auf sie übertragen. Sie reichte mir die Hand, nach englischer Sitte, die damals grade so selten war wie die Türglocke, drückte treuherzig die meinige und wies mir neben sich auf dem Sofa einen Platz an.

»Ach, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, lieber Nicolas,« sagte sie, indem sie mir mit einem so echten Ausdruck des Vergnügens ins Gesicht blickte, daß ich aus den Worten »lieber

Nicolas« einen freundschaftlichen und keinen gönnerhaften Ton heraushörte. Zu meinem Erstaunen war sie nach der Reise ins Ausland noch einfacher, liebenswürdiger und familiärer im Umgange als früher. Ich entdeckte zwei kleine Narben an der Nase und auf einer Braue, aber die wundervollen Augen und das Lächeln stimmten mit meiner Erinnerung völlig überein und leuchteten nach alter Art.

»Wie Sie sich verändert haben!« sagte sie, »Sie sind ja ganz erwachsen! Nun und ich – wie finden Sie mich?«

»Ach, ich hätte Sie nicht wiedererkannt« antwortete ich, obgleich ich im selben Augenblick dachte, daß ich sie immer erkennen würde. Ich fühlte mich wieder in jener sorglos heiteren Stimmung, in der ich vor fünf Jahren mit ihr den Großvatertanz auf dem Ball bei Großmama getanzt hatte.

»Bin ich sehr häßlich geworden, was?« fragte sie, das Köpfchen zurückwerfend.

»Nein, durchaus nicht; Sie sind etwas gewachsen, älter geworden –« beeilte ich mich zu antworten, »und im Gegenteil – sogar –«

»Nun ja, einerlei! Und erinnern Sie sich noch an unsere Tänze, Spiele, an St. Jérôme, Madame Dorat?« Ich entsann mich keiner Madame Dorat; Ssonitschka ließ sich offenbar von den süßen Kindheitserinnerungen so hinreißen, daß sie sie durcheinandermengte. »Ach, das war eine herrliche Zeit!« fuhr sie fort, und dasselbe Lächeln – schöner noch, als ich's in Erinnerung trug, – und dieselben Augen leuchteten vor mir. Während sie sprach, hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, in welcher Lage ich mich in diesem Augenblicke befand, und ich kam zur Überzeugung, daß ich in diesem Augenblicke verliebt war. Kaum war ich mir darüber klar geworden, als auch schon meine glückliche, sorglose Stimmung verschwand; eine Art von Nebel verdunkelte alles um mich her, sogar ihre Augen und das Lächeln; ein Gefühl der

Scham überkam mich, ich errötete und konnte nicht weiter sprechen.

»Jetzt sind die Zeiten anders geworden,« fuhr sie fort, wobei sie seufzend ein wenig die Augenbrauen hob; »alles ist viel schlechter geworden, auch wir selbst sind schlechter geworden, nicht wahr, Nicolas?«

Ich konnte nicht antworten und blickte sie schweigend an.

»Wo sind alle die Iwins, die Kornakows von damals? Erinnern Sie sich noch?« sprach sie weiter, mit einer gewissen Neugier in mein gerötetes, erschrockenes Gesicht blickend, »es war eine herrliche Zeit!«

Ich aber konnte nicht antworten.

Aus dieser drückenden Lage riß mich für kurze Zeit der Eintritt der Frau Walachin. Ich stand auf, verbeugte mich, und die Fähigkeit zu sprechen kehrte mir zurück; dafür aber war seit dem Eintritt der Mutter

mit Ssonitschka eine sonderbare Veränderung vorgegangen. All ihre Heiterkeit und Familiarität verschwanden sofort; selbst das Lächeln veränderte sich, und sie wurde plötzlich, bis auf den schlanken Wuchs, das aus dem Auslands zurückgekehrte Fräulein, das ich zu finden erwartet hatte. Diese Veränderung schien gar keinen Grund zu haben, denn die Mutter lächelte ebenso angenehm und verriet in jeder Bewegung eine ebensolche Sanftmut wie früher. Frau Walachin ließ sich in einem großen Lehnstuhl nieder und wies mich auf einen Platz neben sich. Sie sagte etwas in englischer Sprache zu ihrer Tochter, die sofort hinausging, was mich noch mehr erleichterte. Frau Walachin erkundigte sich nach meinen Verwandten, nach meinem Bruder, nach Papa, erzählte dann von ihrem Kummer: dem Verluste ihres Gatten, und blickte mich schließlich – als fühlte sie, daß sie mit mir nichts mehr zu sprechen hätte, – schweigend an, wie wenn sie sagen wollte: »Wenn du jetzt aufstehen, dich verbeugen und fortgehen würdest, so tätest du sehr wohl daran, mein

Lieber.« Aber mit mir ging etwas Seltsames vor. Ssonitschka war mit einer Handarbeit ins Zimmer zurückgekehrt und hatte sich am andern Ende des Salons niedergelassen, so daß ich ihre Blicke auf mir fühlte.

Während Frau Walachin von dem Tode ihres Gatten erzählte, erinnerte ich mich wieder, daß ich verliebt sei, und dachte, daß Ssonitschkas Mutter das wahrscheinlich auch schon erraten hatte; da überfiel mich wieder eine solche Schüchternheit, daß ich nicht imstande war, auch nur *eine* natürliche Bewegung zu machen. Ich wußte, um mich zu erheben und fortzugehen, würde ich daran denken müssen, wohin ich den Fuß setzen, was ich mit dem Kopf, was mit den Händen anfangen sollte, – kurz, ich hatte beinahe dasselbe Gefühl wie gestern, als ich die halbe Flasche Champagner getrunken hatte. Ich ahnte, daß ich mit alledem nicht fertig werden würde und daher nicht aufstehen *könne*, und ich *konnte* tatsächlich nicht aufstehen. Frau Walachin wunderte sich gewiß über mein purpurrotes Gesicht und meine vollständige Unbeweglichkeit, aber

ich beschloß, in dieser dummen Lage lieber sitzen zu bleiben, als ein ungeschicktes Aufstehen und Gehen zu riskieren. So saß ich denn recht lange da und wartete, daß irgend ein unvorhergesehener Zufall mich aus der unangenehmen Situation reiße. Dieser Zufall erschien in der Person eines unansehnlichen jungen Mannes, der mit dem Benehmen eines zur Familie Gehörigen ins Zimmer trat und mich höflich grüßte. Frau Walachin erhob sich mit der Entschuldigung, daß sie mit ihrem *homme d'affaires* zu sprechen habe, und sah mich mit einem unsicheren Blick an, als wollte sie sagen: wenn Sie hier ewig sitzen wollen, – ich werde Sie nicht fortjagen! Mich furchtbar zusammennehmend, stand ich auf, war aber nicht mehr imstande, eine Verbeugung zu machen, und als ich, von den mitleidigen Blicken von Mutter und Tochter begleitet, hinausging, stieß ich an einen Stuhl, der mir gar nicht im Wege stand, – nur weil meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, nicht über den Teppich zu stolpern, der zu meinen Füßen lag. Allein in der freien Luft

– nachdem ich mich gereckt und gestreckt und so laut gebrummt hatte, daß sogar Kusjma ein paarmal fragte: »Was beliebt?«
– schwand dieses Gefühl und ich begann ziemlich ruhig über meine Liebe zu Ssonitschka und über deren Verhältnis zur Mutter, das mir seltsam erschienen war, nachzudenken. Als ich später meinem Vater die Beobachtung mitteilte, daß Frau Walachin sich mit ihrer Tochter nicht gut zu stehen scheine, sagte er: »Ja, sie quält das arme Ding mit ihrem schrecklichen Geiz. Merkwürdig,« fügte er hinzu, »was war sie doch früher für eine prächtige, liebenswürdige, entzückende Frau! Ich verstehe nicht, wodurch sie sich so verändert hat!« – – –

»So bin denn also auch ich verliebt!« dachte ich, während mein Wagen weiterrollte.

Die Kornakows.

Mein zweiter Besuch galt den Kornakows. Sie wohnten in der Beletage eines großen Hauses auf dem Arbat. Die Treppe war äußerst vornehm und sauber, aber nicht luxuriös; überall lagen leinene Laufteppiche, die mit sehr rein geputzten, glänzenden Messingstäbchen befestigt waren, aber weder Blumen noch Spiegel waren zu sehen. Der Saal, über dessen glänzenden Parkettboden ich ins Empfangszimmer schritt, war ebenso streng, kalt und ordentlich eingerichtet, alles glänzte und schien sehr dauerhaft, wenn auch nicht ganz neu zu sein, aber es gab weder Bilder, noch Vorhänge, noch irgend welchen Zimmerschmuck. Mehrere der Prinzessinnen befanden sich im Empfangszimmer, sie saßen so sittsam und feierlich da, daß man sogleich merkte: so sitzen sie nicht, wenn keine Gäste da sind.

» Maman wird sogleich kommen,« sagte mir die älteste, indem sie sich näher zu mir setzte.

Eine Viertelstunde etwa unterhielt mich diese Prinzessin sehr ungezwungen und so gewandt, daß das Gespräch keinen Moment stockte; aber es war zu deutlich bemerkbar, daß sie sich Mühe gab, mich zu unterhalten, und daher gefiel sie mir nicht. Sie erzählte mir unter anderm, daß ihr Bruder Stephan, den sie Etienne nannten und der vor zwei Jahren in die Junkerschule gekommen war, nun schon Offizier geworden sei. Als sie von dem Bruder sprach und besonders davon, daß er gegen den Willen der Mutter zu den Husaren gegangen war, machte sie ein erschrockenes Gesicht, und alle die jüngeren Prinzessinnen, die schweigend dasaßen, machten ebenfalls erschrockene Gesichter; als sie vom Tode meiner Großmama sprach, machte sie ein trauriges Gesicht, und alle die jüngeren Prinzessinnen taten dasselbe; als sie daran erinnerte, wie ich St. Jérôme geschlagen hatte und fortgeführt worden war, fing sie

zu lachen an und zeigte dabei ihre häßlichen Zähne, und alle Prinzessinnen lachten und zeigten ihre häßlichen Zähne.

Die Fürstin trat ein; sie war noch dieselbe kleine, magere Frau mit den unruhigen Augen und der Gewohnheit, sich im Kreise umzusehen, wenn sie mit jemand sprach. Sie ergriff meine Hand und schob mir die ihre an die Lippen, damit ich sie küsse, was ich sonst gewiß nicht getan hätte, da ich es nicht für nötig hielt.

»Wie freue ich mich, Sie zu sehen!« begann sie mit ihrer gewöhnlichen Redseligkeit, indem sie die Töchter ansah, »ach, wie er seiner *maman* ähnlich sieht, nicht wahr, Liese?«

Liese sagte, das sei wahr, obgleich ich bestimmt wußte, daß ich nicht die geringste Ähnlichkeit mit meiner Mutter hatte.

»So sind denn also auch Sie schon erwachsen, und mein Etienne, Sie erinnern sich ja seiner, er ist ja Ihr Vetter dritten

Grades, – nein, nicht dritten Grades, wie ist das doch, Liese? Meine Mutter war Barbara Dmitrijewna, die Tochter von Dmitrij Nikolajewitsch, und Ihre Großmutter war Natalia Nikolajewna.«

»Also vierten Grades, *maman*,« sagte die älteste Prinzessin.

»Ach, du machst immer Konfusion,« schrie die Mutter sie zornig an, »nicht dritten Grades, sondern *issus de germains*, so stehen Sie zu meinem Etiennchen. Er ist schon Offizier, wissen Sie? Es ist nur nicht gut, daß er schon zu viel Freiheit hat; euch junge Leute muß man noch am Zügel halten, und wie noch! – Sie sind mir, einer alten Tante, doch nicht böse, daß ich Ihnen die Wahrheit sage? Ich habe Etienne streng gehalten, und ich finde, daß es so sein muß. – Ja, so find wir verwandt,« fuhr sie fort, »Fürst Iwan Iwanowitsch ist mein leiblicher Onkel und war auch der Onkel Ihrer Mutter, folglich waren Ihre *maman* und ich Cousinsen zweiten Grades, nein, dritten Grades, ja, so

ist es. Nun aber sagen Sie, waren Sie schon beim Fürsten Iwan?«

Ich erwiderte, daß ich noch nicht dort gewesen sei, aber heute noch hinfahren werde.

»Ach, wie kann man nur!« rief sie, »dort hätten Sie den ersten Besuch machen müssen, Sie wissen doch, Fürst Iwan ist für Sie wie ein Vater, er hat keine Kinder, seine Erben sind folglich Sie und meine Kinder. Sie sind ihm Ehrfurcht schuldig, sowohl wegen seines Alters, als wegen seiner Stellung in der Gesellschaft und überhaupt auch im allgemeinen. Ich weiß, ihr jungen Leute von heute, ihr haltet nichts mehr auf Verwandtschaft und liebt die Alten nicht; aber folgen Sie mir, Ihrer alten Tante, denn ich habe Sie gern und habe Ihre *maman* gern gehabt und auch Ihre Großmama sehr, sehr geliebt und geachtet. Nein, Sie müssen unbedingt hinfahren, unbedingt.«

Ich erwiderte, daß ich unbedingt hinfahren werde, und da der Besuch meiner Meinung

nach schon lange genug gewährt hatte,
erhob ich mich und wollte gehen, aber sie
hielt mich zurück.

»Nein, warten Sie einen Augenblick; wo ist
dein Vater, Liese? Ruf ihn her, – er wird
sich freuen, Sie zu sehen,« setzte sie hinzu,
sich zu mir wendend.

Nach etwa zwei Minuten trat wirklich Fürst
Michael ins Zimmer. Er war ein kleiner,
stämmiger Herr, sehr nachlässig gekleidet,
unrasiert und mit einem ungemein
gleichgültigen Gesichtsausdruck, der schon
fast an Dummheit grenzte. Er war durchaus
nicht erfreut, mich zu sehen, wenigstens
zeigte er es nicht, aber die Fürstin, vor der
er große Angst zu haben schien, sagte ihm:

»Nicht wahr, wie Woldemar (sie hatte
wahrscheinlich meinen Namen vergessen)
seiner *maman* ähnlich sieht?« Dabei gab sie
ihm mit den Augen ein Zeichen, und der
Fürst, der wohl verstanden hatte, was sie
wollte, trat an mich heran und streckte mir
mit dem ruhigsten, ja sogar mit einem

mißvergnügten Gesichte seine unrasierte Wange entgegen, die ich küssen mußte.

»Und du bist noch nicht angezogen und du mußt doch fort,« begann die Fürstin gleich darauf in dem ärgerlichen Tone, der ihr im Umgang mit den Ihrigen eigen zu sein schien, »du willst wohl wieder, daß die Leute sich über dich ärgern, willst sie wieder gegen dich aufbringen.«

»Gleich, gleich, meine Liebe,« sagte Fürst Michael und ging hinaus. Ich verbeugte mich nach allen Seiten und ging ebenfalls.

Ich hatte zum ersten Male gehört, daß wir die Erben des Fürsten Iwan Iwanowitsch waren, und diese Nachricht hatte mich unangenehm berührt.

Die Iwins.

Der Gedanke an den bevorstehenden notwendigen Besuch beim Fürsten war mir nun noch drückender. Doch bevor ich zu ihm fuhr, mußte ich, da es auf dem Wege lag, die Iwins besuchen; sie wohnten auf der Twerstraße in einem sehr großen, schönen Hause. Nicht ohne Scheu betrat ich das Vestibül, in welchem ein Schweizer mit dem Stabe stand.

Ich fragte ihn: »Sind die Herrschaften zu Hause?«

»Zu wem wünschen Sie? Der Sohn des Herrn Generals ist zu Hause,« antwortete der Schweizer.

»Und der General selbst?« fragte ich tapfer.

»Ich muß zuerst melden; wie befehlen Sie?« sagte der Schweizer und läutete. Die Füße eines Lakaien in Stiefeletten wurden auf der Treppe sichtbar. Ich wurde so

verlegen, ich weiß selbst nicht warum, daß ich dem Diener sagte, er möge mich nicht dem General melden, ich wolle zuerst bei dem Sohne vorsprechen. Als ich die Treppe emporstieg, diese große Paradetreppe, erschien ich mir selbst entsetzlich klein (und zwar nicht im übertragenen, sondern im wahren Sinne des Wortes). Dasselbe Gefühl hatte ich bereits gehabt, als mein Wagen sich der Auffahrt genähert hatte: es war mir gewesen, als wären Wagen, Pferd und Kutscher kleiner geworden.

Als ich eintrat, lag der Sohn des Generals auf dem Divan mit einem aufgeschlagenen Buche vor sich und schlief. Sein Hofmeister, Herr Frost, der immer noch bei ihnen im Hause war, trat gleich hinter mir mit seinem lebhaften Gang ins Zimmer und weckte seinen Zögling. Iwin zeigte keine besondere Freude bei meinem Anblick, und ich bemerkte, daß er, wenn er mit mir sprach, den Blick auf meine Augenbrauen richtete. Obgleich er sehr höflich war, schien es mir doch, daß er mich, so wie die Prinzessin, unterhalten wollte, ohne

besondere Zuneigung für mich zu empfinden und ohne Verlangen nach meiner Freundschaft zu haben, da er wahrscheinlich seinen eigenen Kreis von Bekannten hatte. Auf all dieses kam ich besonders deshalb, weil er über meine Augen hinweg sah; kurz, sein Verhältnis zu mir war, so unangenehm es mir ist, das zu gestehen, beinahe ein solches wie meines zu Ilinka. Ich geriet allmählich in erregte Stimmung, fing jeden Blick Iwins auf, und wenn er Herrn Frost ansah, übersetzte ich mir den Blick mit der Frage: wozu ist er eigentlich zu uns gekommen?

Nachdem Iwin ein wenig mit mir geplaudert hatte, sagte er, seine Eltern seien daheim, ob ich nicht zu ihnen mitkommen wollte?

»Ich werde mich sogleich anziehen,« fügte er hinzu und ging ins Nebenzimmer, obgleich er bereits gut gekleidet war: er trug einen neuen Gehrock und eine weiße Weste. Nach einigen Minuten kam er zurück in Uniform, alle Knöpfe

geschlossen, und wir gingen zusammen hinunter. Die Prunkzimmer, durch die wir schritten, waren außerordentlich groß, hoch und, wie mir schien, luxuriös eingerichtet; es gab da Marmor und Gold und in Nesseltuch gehüllte Gegenstände und Spiegelgläser. Frau Iwin trat gleichzeitig mit uns durch eine zweite Tür in das kleine Zimmer hinter dem Empfangsraum. Sie begrüßte mich sehr freundschaftlich und familiär, wies mir einen Platz neben sich an und erkundigte sich voller Teilnahme nach unserer ganzen Familie.

Frau Iwin, die ich früher nur zweimal flüchtig gesehen hatte und die ich jetzt aufmerksam betrachtete, gefiel mir sehr. Sie war hochgewachsen, mager, sehr blaß und sah immer traurig und erschöpft aus; ihr Lächeln war wehmütig, aber voller Güte, ihre Augen waren groß, müde und ein wenig zur Seite schielend, was ihr einen noch traurigeren und anziehenderen Ausdruck gab; sie saß aufrecht, aber doch wie in sich versunken, alle ihre Bewegungen hatten etwas Schlaffes, sie

sprach ohne Lebhaftigkeit, aber der Ton ihrer Stimme und ihrer Aussprache mit dem undeutlichen r und l waren sehr angenehm. Sie bemühte sich nicht, mich zu unterhalten. Meine Antworten über unsere Familie erregten sichtlich ihre traurige Teilnahme, es war, als gedenke sie, während sie mir zuhörte, voller Wehmut besserer Zeiten. Ihr Sohn hatte das Zimmer verlassen, sie sah mich ein paar Minuten schweigend an und begann plötzlich zu weinen. Ich saß vor ihr und es fiel mir durchaus nicht ein, was ich hätte sagen oder tun sollen; sie weinte weiter, ohne mich anzublicken. Anfangs tat sie mir leid, dann dachte ich: »Ob ich sie nicht trösten muß? und wie soll ich das anfangen?« Endlich aber ärgerte ich mich, daß sie mich in eine so merkwürdige Lage brachte. »Seh' ich denn gar so bedauernswert aus?« dachte ich, »oder tut sie es vielleicht absichtlich, um zu sehen, wie ich in diesem Falle handeln würde.«

»Fortgehen kann ich jetzt nicht gut, es wäre doch, als ob ich vor ihren Tränen

davonlaufe,« dachte ich weiter; ich bewegte mich auf dem Stuhle, um sie wenigstens an meine Anwesenheit zu erinnern.

»Ach, wie bin ich doch dumm,« sagte sie, indem sie mich anblickte und zu lächeln versuchte, »es gibt Tage, wo man ohne jeden Grund zu weinen anfängt.« Sie suchte neben sich auf dem Divan nach dem Taschentuch und begann plötzlich noch heftiger zu weinen.

»Ach Gott, wie lächerlich, daß ich immer weine! Ich habe Ihre Mutter so geliebt, wir waren – so befreundet – und –«

Sie hatte das Tuch gefunden, bedeckte ihr Gesicht damit und weinte weiter. Meine unbehagliche Lage war wieder da und dauerte ziemlich lange; ich ärgerte mich über sie, aber ich hatte noch mehr Mitleid mit ihr; ihre Tränen schienen mir aufrichtig und ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß sie weniger um meine Mutter weinte als darum, weil sie selbst es jetzt nicht gut hatte und einst zu jenen Zeiten es

besser gehabt hatte. Ich weiß nicht, womit die Sache geendet hätte, wenn nicht der junge Iwin eingetreten wäre und gesagt hätte, daß der alte Iwin nach ihr frage. Sie erhob sich und wollte gehen, als Iwin selbst ins Zimmer trat. Es war ein kleiner, kräftiger, graubärtiger Herr mit dichten schwarzen Augenbrauen, mit vollständig grauem, kurz geschorenem Haar und einem sehr strengen und harten Zug um den Mund.

Ich stand auf und verbeugte mich, aber Iwin, der drei Orden auf dem grünen Frack trug, ließ nicht nur meine Verbeugung unerwidert, sondern blickte mich überhaupt kaum an, so daß ich plötzlich das Gefühl hatte, ich sei kein Mensch, sondern irgend ein Ding, das keiner Beachtung wert war, ein Stuhl oder ein Fenster, oder wenn ich schon ein Mensch sei, dann einer, der sich von einem Stuhl oder von einem Fenster gar nicht unterschied.

»Und Sie haben der Gräfin noch immer nicht geschrieben, meine Liebe,« sagte Iwin

auf französisch mit gleichgültigem, aber hartem Gesichtsausdrucke zu seiner Frau.

»Adieu, Herr Irtenjew,« sagte Frau Iwin zu mir, nickte plötzlich stolz mit dem Kopfe, wobei sie wie ihr Sohn den Blick auf meine Augenbrauen richtete. Ich verbeugte mich nochmals vor ihr und ihrem Mann und wieder wirkte meine Verbeugung auf den alten Iwin nicht anders, als wie wenn man ein Fenster geöffnet oder geschlossen hätte. Der Student Iwin aber begleitete mich bis zur Tür und erzählte mir, er gehe an die Petersburger Universität, da sein Vater dort eine Stellung erhalten habe (er nannte mir eine sehr bedeutende Stellung).

»Na, Papa mag tun, was er will,« brummte ich vor mich hin, als ich meinen Wagen bestieg, »aber mein Fuß wird dieses Haus nicht wieder betreten; diese Heulliese weint, wenn sie mich anschaut, als wäre ich irgend ein Unglückswurm, und Iwin, das Schwein, grüßt mich nicht; ich werd's ihm zeigen.« – Wie ich es ihm eigentlich zeigen

wollte, weiß ich absolut nicht, aber das Wort hatte mir gerade so gepaßt.

Später mußte ich oft die Ermahnungen meines Vaters anhören, der mir sagte, ich müsse diese Bekanntschaft unbedingt »kultivieren« und ich könne nicht verlangen, daß ein Mann in solcher Stellung wie Iwin sich mit einem solchen Jungen befasse wie ich. Aber ich blieb ziemlich lange standhaft.

Fürst Iwan Iwanowitsch.

»Nun kommt der letzte Besuch auf der Nikitskaja,« sagte ich zu Kusjma, und wir fuhren zum Hause des Fürsten Iwan Iwanowitsch.

Wenn ich einige Besuche überstanden hatte, bekam ich gewöhnlich Selbstvertrauen, und ich hätte mich jetzt dem Hause des Fürsten in ziemlich ruhiger Stimmung genähert, wenn mir nicht plötzlich die Worte der Fürstin Kornakow eingefallen wären, daß ich sein Erbe sei; außerdem bemerkte ich an der Auffahrt zwei Equipagen und fühlte wieder die frühere Schüchternheit.

Mir war's, als betrachteten der alte Schweizer, der mir die Tür öffnete, der Lakai, der mir den Mantel abnahm, und die drei Damen und die zwei Herren, die ich im Empfangszimmer traf, und besonders Fürst Iwan Iwanowitsch selbst, der im Zivilrocke auf dem Divan saß, – mir war, als

betrachteten sie alle mich wie einen Erben und infolgedessen mißgünstig. Der Fürst war sehr freundlich gegen mich, küßte mich, das heißt, er legte auf einen Augenblick seine weichen, trockenen und kalten Lippen an meine Wange, er fragte nach meinen Studien, meinen Plänen, scherzte mit mir, erkundigte sich, ob ich immer noch Verse mache wie die, welche ich einst zu Großmamas Namenstag verfaßt hatte, und forderte mich auf, heute bei ihm zu dinieren. Aber je freundlicher er war, desto mehr hatte ich die Empfindung, daß er es nur deshalb sei, um nicht merken zu lassen, wie unangenehm ihm der Gedanke war, daß ich sein Erbe sei. Er hatte die Gewohnheit, – die durch die falschen Zähne, von denen er den ganzen Mund voll hatte, entstanden war, – jedesmal, wenn er gesprochen hatte, die Oberlippe in die Höhe zu ziehen und dabei einen leichten, schnarchenden Ton hören zu lassen, als wenn er die Lippe in die Nasenlöcher hineinziehe, und wenn er das jetzt tat, so war es mir immer, als spräche er vor sich hin: »Junge, Junge, ich weiß es auch ohne

dich, du bist mein Erbe, mein Erbe,« und so weiter.

Als wir Kinder waren, nannten wir den Fürsten Iwan Iwanowitsch Großpapa: aber jetzt in meiner Eigenschaft als Erbe brachte meine Zunge das Wort nicht heraus, und Durchlaucht zu sagen, wie einer der anwesenden Herren es tat, schien mir erniedrigend, so daß ich mich während des ganzen Gespräches bemühte, ihn gar nicht anzureden. Am allermeisten aber verwirrte mich eine alte Fürstin, die ebenfalls seine Erbin war und in seinem Hause lebte. Während des ganzen Mittagessens, bei welchem ich neben dieser Fürstin saß, meinte ich, sie spreche deshalb nicht mit mir, weil sie mich haßte, da ich wie sie ein Erbe des Fürsten sei, und daß der Fürst der Tischseite, an welcher wir saßen, nur daher keine Aufmerksamkeit schenkte, weil wir, die Fürstin und ich, ihm als Erben gleich unangenehm waren.

»Du glaubst gar nicht, wie unangenehm es mir war,« sagte ich am Abend desselben

Tages zu Dmitrij, »um vor ihm mit dem Gefühle des Abscheus vor dem Gedanken, daß ich der Erbe sei, großzutun (ich hielt dieses Gefühl für etwas sehr Gutes), wie unangenehm es mir war, heute zwei volle Stunden beim Fürsten zu verbringen. Er ist ein prächtiger Mensch und war sehr freundlich gegen mich,« fuhr ich fort, um so ganz nebenbei meinem Freunde klarzumachen, daß ich das alles nicht etwa sagte, weil ich mich vom Fürsten zurückgefetzt fühlte; »aber,« sprach ich weiter, »der Gedanke, daß man mich so ansehen könnte wie die Fürstin, die in seinem Hause lebt und sich vor ihm erniedrigt, ist ein entsetzlicher Gedanke; er ist ein prächtiger alter Herr und gegen alle Welt außerordentlich gütig und zartfühlend, aber es tut einem weh zu sehen, wie er diese Fürstin maltrahiert. Dieses abscheuliche Geld stört alle Beziehungen. – Weißt du, ich denke, es wäre viel besser, sich mit dem Fürsten offen auszusprechen,« schloß ich, »ihm zu sagen, daß ich ihn als Menschen achte, an seine Erbschaft aber gar nicht denke und ihn bitten möchte, mir

nichts zu hinterlassen, nur in diesem Falle würde ich sein Haus besuchen.«

Dmitrij lachte nicht, als ich ihm das sagte, im Gegenteil, er dachte ein wenig nach, schwieg eine Weile und sprach dann:

»Weißt du was, du hast unrecht. Entweder darfst du überhaupt nicht annehmen, daß man von dir so denke wie von dieser eurer Fürstin, oder wenn du es einmal annimmst, so nimm auch das Weitere an, nämlich, daß du weißt, was man von dir denken könnte, daß diese Gedanken dir aber so fern liegen, daß du sie verachtest und auf Grund ihrer nichts unternehmen wirst. Nimm an, die andern nehmen an, daß du annimmst – mit einem Worte«, fügte er hinzu, da er fühlte, daß seine Auseinandersetzungen sich verwirrten, »viel besser ist's, überhaupt nichts anzunehmen.«

Mein Freund hatte vollkommen recht. Erst viel, viel später lehrte mich die Lebenserfahrung, wie schädlich es ist, vieles, was sehr edel erscheint, aber auf

immer und vor allen im Herzen eines jeden Menschen verborgen bleiben muß, zu denken oder gar auszusprechen, – und daß edle Worte selten mit edlen Handlungen zusammenfallen. Ich bin überzeugt, daß lediglich aus dem Grunde, daß eine gute Absicht ausgesprochen wird, es schwer, ja größtenteils sogar unmöglich ist, diese gute Absicht auszuführen; aber wie soll man sich enthalten, dem edlen, selbstgefälligen Empfinden der Jugend Ausdruck zu geben? Erst viel später denkt man daran zurück und beklagt es wie eine Blume, die man – weil man sich nicht überwinden konnte – gepflückt hat, ehe sie erblüht war, und die man dann verwelkt und zertreten am Boden sieht.

Ich, der ich eben erst meinem Freunde Dmitrij gesagt hatte, daß das Geld alle Beziehungen störe, nahm von ihm am folgenden Morgen vor unserer Abreise aufs Land, als es sich herausstellte, daß ich all mein Geld für die verschiedenen Bilder und Tabakspfeifen ausgegeben hatte, fünfundzwanzig Rubel in Papier, die er mir

angeboten hatte, mit auf die Reise und blieb
sie ihm dann sehr lange schuldig.

Ein vertrauliches Gespräch mit meinem Freunde.

Dieses Gespräch fand statt, als wir im Phaeton nach Kunzowo fuhren. Dmitrij hatte mir abgeraten, am Vormittage einen Besuch bei seiner Mutter zu machen, und holte mich am Nachmittage ab, um mich für den ganzen Abend und sogar über Nacht in das Landhaus mitzunehmen, das von den Seinen bewohnt wurde. Erst als wir die Stadt verlassen hatten und die schmutzigen bunten Straßen und der unerträgliche, betäubende Lärm des Pflasters der freien Weite der Felder und dem leisen Knarren der Räder auf der staubigen Landstraße gewichen waren, als die duftige Frühlingsluft mich von allen Seiten umfing, und der freie Fernblick auf mich einwirkte, da erst erholte ich mich ein wenig von den vielen neuen Eindrücken und dem Bewußtsein meiner Freiheit, die mich in diesen zwei Tagen ganz verwirrt gemacht hatten. Dmitrij war in mittheilsamer und

sanfter Stimmung, rückte nicht mit dem Kopfe seine Halsbinde zurecht, blinzelte nicht nervös und kniff die Augen nicht zu; ich war befriedigt von den edlen Gefühlen, denen ich ihm gegenüber Ausdruck gegeben hatte, und nahm an, er werde mir dafür die beschämende Affäre mit Kolpikow völlig verzeihen und mich ihretwegen nicht verachten, und wir plauderten freundschaftlich über allerhand Vertrauliches, das man einander für gewöhnlich nicht mitteilt. Dmitrij erzählte mir von den Seinen, die ich noch nicht kannte, von seiner Mutter, seiner Schwester und seiner Tante, und von der, die von Wolodja und Dubkow für die »Flamme« meines Freundes gehalten und »die Rothaarige« genannt wurde. Von der Mutter sprach er mit einem gewissermaßen kalten und feierlichen Lobe, als wollte er jedem Widerspruch zuvorkommen, und von der Tante mit Entzücken, aber zugleich mit einer gewissen Herablassung, von der Schwester sehr wenig und als schämte er sich, mir von ihr zu erzählen; von der »Rothaarigen« aber, die eigentlich Ljubow

Ssergejewna hieß und ein alterndes Mädchen war, das irgend welcher Familienbeziehungen halber im Hause der Nechljudows lebte, sprach er mit Begeisterung.

»Ja, sie ist ein bewundernswertes Mädchen,« sagte er, schamhaft errötend, aber mit um so größerer Kühnheit mir in die Augen blickend; »sie ist ja kein junges Mädels mehr, eher sogar alt, und auch gar nicht hübsch, aber ist es denn nicht eine Torheit, ein Unsinn, eine Schönheit zu lieben? Das ist so dumm, daß ich es gar nicht begreifen kann (er sagte das so, als habe er eben erst eine völlig neue und ungewöhnliche Wahrheit entdeckt), und mit einem solchen Herzen, einer solchen Seele, solchen Grundsätzen –, ich bin überzeugt, man findet in der heutigen Welt keine Zweite mehr wie sie!« (Ich weiß nicht, von wem Dmitrij die Gewohnheit angenommen hatte zu behaupten, daß alles Gute heutzutage in der Welt selten zu finden sei; er liebte es, diesen Ausspruch zu

wiederholen, der in gewissem Sinne auch zu seinem Wesen paßte.)

»Ich fürchte nur,« fuhr er ruhig fort, nachdem er die Menschen, die so dumm waren, eine Schönheit zu lieben, durch sein Urteil vollständig vernichtet hatte, »ich fürchte, du wirst sie nicht gleich verstehen und erkennen: sie ist bescheiden, ja sogar verschlossen, und liebt es nicht, ihre herrlichen, bewundernswerten Eigenschaften zu zeigen. Meine Mutter zum Beispiel, die eine prächtige, gescheite Frau ist, wie du sehen wirst, kennt Ljubow Ssergejewna schon seit mehreren Jahren, aber sie kann und will sie nicht verstehen. Gestern erst – – – ich will dir sagen, warum ich verstimmt war. Vorgestern hatte Ljubow Ssergejewna gewünscht, daß ich mit ihr zu Iwan Jakowlewitsch fahre, – du hast gewiß von Iwan Jakowlewitsch gehört, von dem es heißt, er sei verrückt, der aber in Wirklichkeit ein bedeutender Mann ist. Ljubow Ssergejewna ist sehr religiös, mußt du wissen, und versteht Iwan Jakowlewitsch vollständig. Sie ist eine

bewundernswerte Frau, du wirst's ja sehen. Nun, ich fuhr also mit ihr zu Iwan Jakowlewitsch und bin ihr sehr dankbar, daß ich diesen vortrefflichen Mann kennen lernen konnte. Mama aber will das durchaus nicht verstehen und sieht darin nur Aberglauben. Und gestern hatte ich mit Mama zum erstenmal in meinem Leben einen Streit, und zwar einen recht heftigen,« schloß er, indem er eine krampfhafte Halsbewegung machte, als erinnere er sich des Gefühles, das er bei diesem Streit empfunden hatte.

»Nun, und was denkst du? das heißt, wenn du dir vorstellst, was werden soll? Sprichst du mit ihr, was werden soll und womit eure Liebe oder eure Freundschaft enden soll?« fragte ich in der Absicht, ihn von der unangenehmen Erinnerung abzulenken.

»Du meinst, ob ich sie zu heiraten gedenke?« fragte er zurück, wobei er wieder errötete, sich aber kühn mir zuwandte und mir ins Gesicht blickte.

»Nun, in der Tat,« dachte ich, mich selbst beruhigend, »wir können ja darüber reden, wir sind erwachsen, sind zwei Freunde, fahren im Phaeton und stellen Betrachtungen über unsere Zukunft an. Jedermann hätte ein Vergnügen daran, uns heimlich zuzuhören und uns zu beobachten.«

»Warum nicht?« fuhr Dmitrij nach meiner bejahenden Antwort fort; »mein Ziel ist doch, wie das eines jeden vernünftigen Menschen, so glücklich und so gut zu sein wie nur möglich; und mit ihr werde ich, wenn sie nur will und wenn ich ganz unabhängig bin, mit ihr werde ich glücklicher und besser sein als mit der ersten Schönheit der Welt.«

In solche Gespräche vertieft hatten wir weder bemerkt, daß wir uns Kunzowo näherten, noch auch, daß der Himmel sich verdüstert hatte und es nach Regen aussah. Die Sonne stand schon niedrig über den alten Bäumen des Gartens von Kunzowo, und die Hälfte der glänzenden, roten

Scheibe war von einer grauen, matt durchleuchteten Wetterwolke bedeckt; aus der andern Hälfte sprühten noch fein zerteilte Feuerstrahlen und beleuchteten auffallend hell die alten Bäume des Gartens, die mit ihren dichten, grünen Wipfeln sich unbeweglich von dem noch hellen, leuchtend blauen Teil des Himmelsgewölbes abhoben. Der Glanz und das Licht dieses Himmelsrandes stach grell von der schweren violetten Gewitterwolke ab, die vor uns über dem jungen Birkenwäldchen lagerte, das am Horizonte zu sehen war.

Etwas weiter nach rechts schimmerten schon hinter dem Sträuchern und Bäumen die bunten Dächer der Landhäuser, deren einige die glänzenden Sonnenstrahlen zurückwarfen, während andere den düsteren Charakter der andern Himmelsseite angenommen hatten. Links unten, dunkelte ein stiller Weiher, umgeben von blaßgrünen Silberweiden, die sich dunkel auf seiner matten, gleichsam gewölbten Fläche widerspiegelten. Hinter

dem Weiher, den Hügel hinan, breitete sich das schwärzlich schimmernde Brachfeld aus, und die gerade Linie der hellgrünen Furche, die es durchschnitt, verlor sich in der Ferne und schien mit dem bleifarbenen, drohenden Horizont zusammenzuhängen. Zu beiden Seiten des weichen Weges, über den der Wagen langsam dahinschwankte, grünte der saftige, dichte Roggen, der hier und da bereits Halme zu treiben begann. Die Luft war ganz still und duftete frisch; das Grün der Bäume, der Blätter und des Roggens war unbeweglich, ungemein rein und hell. Es war, als lebte jedes Blatt, jeder Grashalm sein eigenes volles und glückliches Leben. Neben dem Wege bemerkte ich einen schwärzlichen Fußpfad, der sich zwischen dem dunkelgrünen, schon mehr als bis zur Viertelhöhe emporgeschossenen Roggen dahinwand, und dieser Pfad erinnerte mich, ich weiß nicht weshalb, äußerst lebhaft an unser Dorf und infolgedessen, dank einer seltsamen Ideenverbindung, an Ssonitschka und daran, daß ich in sie verliebt war.

Ungeachtet meiner Freundschaft zu Dmitrij und des Vergnügens, das mir seine Offenheit bereitete, wollte ich nichts mehr von seinen Gefühlen und Absichten in Bezug auf Ljubow Ssergejewna wissen, ich sehnte mich vielmehr danach, ihm von meiner Liebe zu Ssonitschka zu erzählen, die mir eine Liebe weit höherer Art zu sein schien. Aber ich konnte mich nicht entschließen, ihm offen meine Ansicht darüber auszusprechen, wie schön es sein werde, wenn ich Ssonitschka heirate und mit ihr auf dem Lande lebe, und wie ich kleine Kinder haben werde, die auf der Erde herumkriechen und mich Papa nennen, und welche Freude es mir machen wird, wenn er und seine Frau, Ljubow Ssergejewna, in Reisekleidern angefahren kommen, um uns zu besuchen, – statt alles dessen sagte ich, auf die sinkende Sonne deutend: »Dmitrij, sieh nur, welche Pracht!«

Dmitrij antwortete mir nicht; er war sichtlich verstimmt, weil ich sein Geständnis, das ihm wahrscheinlich schwer

geworden war, mit einem Hinweis auf die Natur beantwortete, die ihn im allgemeinen kalt ließ. Die Natur wirkte auf ihn ganz anders als auf mich: weniger durch ihre Schönheit als durch ihre Anziehungskraft, – er liebte sie mehr mit dem Verstande als mit dem Gefühl.

»Ich bin sehr glücklich,« sagte ich ihm gleich darauf, ohne darauf zu achten, daß er offenbar mit seinen Gedanken beschäftigt war und für das, was ich ihm sagen wollte, gar kein Interesse hatte. »Weißt du, ich habe dir doch von einer jungen Dame erzählt, in die ich als Knabe verliebt war; ich hab' sie heute wiedergesehen,« fuhr ich begeistert fort, »und bin jetzt entschieden in sie verliebt.«

Und ohne mich um sein gleichgültiges Gesicht zu kümmern, erzählte ich ihm von meiner »Liebe« und meinen Träumen von künftigem Eheglück. Und seltsam: kaum hatte ich genau die ganze Kraft meines Gefühls geschildert, als ich auch schon

empfand, wie dieses Gefühl schwächer wurde.

Der Regen ereilte uns, als wir schon in die zur Villa führende Birkenallee eingebogen waren. Er machte uns jedoch nicht naß. Ich merkte ihn nur daran, daß mir einige Tropfen auf Nase und Hand fielen, und daß es in den jungen und klebrigen Blättern der Birken rauschte; die dichten Zweige hingen unbeweglich nieder und nahmen – wie es schien – mit besonderer Wonne, die sie durch einen starken, die ganze Allee füllenden Duft ausdrückten, diese reinen, durchsichtigen Tropfen auf.

Wir verließen den Wagen, um durch den Garten schnell ins Haus zu eilen. An der Eingangstür stießen wir mit vier Damen zusammen, von denen zwei mit Handarbeiten versehen waren, während die dritte mit einem Buche und die vierte mit einem Hündchen auf dem Arm raschen Schrittes von der anderen Seite herbeikamen. Dmitrij stellte mich hier gleich seiner Mutter, seiner Tante, seiner

Schwester und Ljubow Ssergejewna vor.
Sie blieben einen Augenblick stehen, doch
die Regentropfen fielen immer dichter.

»Kommt in die Galerie, dort kannst du ihn
nochmals vorstellen,« sagte die Dame, die
ich für Dmitrijs Mutter hielt, und wir
stiegen alle zusammen die Treppe hinauf.

Die Nechljudows.

Im ersten Augenblick fiel mir in dieser ganzen Gesellschaft vor allem Ljubow Ssergejewna auf, die, ein Bologneserhündchen auf dem Arme, in ihren dicken, gestrickten Schuhen die Treppe heraufkam und ein paar Mal stehen blieb, um mich aufmerksam zu betrachten und gleich darauf ihr Hündchen zu küssen. Sie war sehr häßlich: rothaarig, mager, klein und etwas schiefgewachsen; was ihr unschönes Gesicht noch häßlicher machte, war ihre merkwürdige Frisur mit dem Scheitel an der Seite (eine jener Frisuren, welche Frauen, die wenig Haar haben, zu erfinden pflegen). So sehr ich mich auch aus Gefälligkeit gegen meinen Freund bemühte, ich konnte an ihr keinen einzigen hübschen Zug entdecken; sogar ihre braunen Augen waren trotz des gutmütigen Ausdruckes zu klein und trübe und entschieden unschön; selbst die Hände, die so charakteristisch zu sein pflegen, waren

zwar nicht groß und nicht häßlich geformt,
aber rot und rauh.

Als ich hinter ihnen auf die Terrasse kam,
sagte jede der Damen mit Ausnahme von
Warenka, der Schwester Dmitrijs, die mich
nur aufmerksam mit ihren großen,
dunkelgrauen Augen anschaute, einige
Worte zu mir, bevor sie wieder ihre
Handarbeit aufnahmen und Warenka aus
einem Buche, welches sie auf ihrem Schoße
hielt, vorzulesen begann.

Die Fürstin Maria Iwanowna war eine
große, schlanke Frau von etwa vierzig
Jahren. Man hätte sie nach den halbgrauen
Locken, die offen unter dem Häubchen
hervorsahen, für älter halten können, aber
das frische, ungemein zarte, fast faltenlose
Gesicht und besonders der lebhafte,
fröhliche Glanz der großen Augen ließen
sie viel jünger erscheinen. Sie hatte braune,
weit offene Augen, zu schmale, etwas
strenge Lippen, eine ziemlich regelmäßige,
aber ein wenig nach links gewandte Nase;
ihre Hand war groß, fast männlich, und

hatte schöne, langgestreckte Finger, die nicht mit Ringen geschmückt waren. Sie trug ein dunkelblaues, geschlossenes Kleid, das ihre schlanke und noch jugendliche Taille, auf die sie stolz zu sein schien, fest umschloß. Sie saß auffallend gerade da und nähte an einem Kleide. Als ich die Galerie betrat, ergriff sie meine Hand, zog mich zu sich heran, als wollte sie mich genau betrachten, und sagte, indem sie mich mit demselben kühlen, offenen Blick, den auch ihr Sohn hatte, ansah, daß sie mich schon längst aus den Erzählungen Dmitrijs kenne, und daß sie mich einlade, den ganzen Tag bei ihnen zu bleiben, damit wir uns gegenseitig nähertreten könnten. – »Tun Sie, was Ihnen in den Sinn kommt, ohne sich durch uns stören zu lassen, so wie auch wir uns nicht durch Sie stören lassen werden; gehen Sie spazieren, lesen Sie, hören Sie zu oder schlafen Sie, wenn Ihnen das angenehmer ist,« fügte sie hinzu.

Sofia Iwanowna war ein altes Fräulein und eine jüngere Schwester der Fürstin, sah aber älter aus als diese. Sie hatte die

seltsame, schwerfällige Haltung, die man nur bei kleinen und dicken alten Mädchen antrifft, als wäre ihre ganze Kraft so stark nach oben gedrungen, daß sie jeden Augenblick zu ersticken drohte.

Obgleich Fürstin Maria Iwanowna dunkle Haare und dunkle Augen hatte, während Sofia Iwanowna blond war und große, lebhafte und (was eine große Seltenheit ist) gleichzeitig ruhige blaue Augen besaß, bestand zwischen den Schwestern doch eine große Familienähnlichkeit: derselbe Gesichtsausdruck, dieselbe Nase, dieselben Lippen, nur daß Sofia Iwanowna eine dicke Nase und dicke Lippen hatte, die zur rechten Seite gewandt waren, wenn sie lächelte, während die der Fürstin mehr nach links neigten. Sofia Iwanowna wollte, wenn man nach der Kleidung und der Frisur urteilen konnte, noch jung erscheinen und hätte gewiß keine grauen Locken sehen lassen, wenn sie welche gehabt hätte. Ihr Blick und die Art, wie sie mich behandelte, erschienen mir anfänglich hochmütig und machten mich verlegen, während ich mich

der Fürstin gegenüber frei von jeder Verlegenheit fühlte. Vielleicht gaben ihre Dicke und gewisse Ähnlichkeit mit dem Bilde Katharina der Großen, die ich an ihr zu bemerken glaubte, ihr in meinen Augen das stolze Aussehen; jedenfalls aber wurde ich ganz verwirrt, als sie, mich unverwandt anblickend, mir sagte: »Die Freunde unserer Freunde sind auch unsere Freunde.« Ich beruhigte mich und änderte plötzlich meine Meinung über sie erst in dem Augenblick, als sie nach diesen Worten schwieg und den Mund öffnend schwer aufseufzte. Sie hatte, wahrscheinlich wegen ihrer großen Körperfülle, die Gewohnheit jedes Mal, wenn sie einige Worte gesprochen hatte, tief aufzuseufzen, wobei sie leicht den Mund öffnete und ihre großen, blauen Augen ein wenig schloß. In dieser Gewohnheit verriet sich, ich kann nicht recht erklären wie, eine so liebe Gutmütigkeit, daß ich gleich nach diesem Seufzer meine Scheu vor ihr verlor, ja daß sie mir sogar sehr gefiel; ihre Augen waren schön, ihre Stimme klang voll und angenehm und selbst die sehr runden Linien

ihrer Figur schienen mir nicht der Schönheit zu entbehren.

Ich hatte gemeint, daß Ljubow Ssergejewna als die Freundin meines Freundes mir gleich irgend etwas sehr Freundliches und Herzliches sagen werde; sie sah mich auch ziemlich lange schweigend an, als sei sie unentschlossen, ob das, was sie mir sagen wollte, nicht gar zu freundschaftlich sein werde, aber sie unterbrach dieses Schweigen nur, um mich zu fragen, in welcher Fakultät ich sei. Dann betrachtete sie mich wieder ziemlich lange aufmerksam, offenbar schwankend, ob sie dieses herzliche Freundeswort sprechen sollte oder nicht, und als ich ihr Schwanken bemerkte, bat ich sie durch meine Blicke, mir alles zu sagen; aber sie sprach nur: »Man sagt, heute beschäftige man sich auf der Universität nur wenig mit den Wissenschaften,« und rief ihr Hündchen Susette herbei.

Ljubow Ssergejewna sprach den ganzen Abend in solchen nicht zur Sache

gehörigen, nicht zueinander passenden Sätzen, aber ich glaubte Dmitrij so fest und er blickte so besorgt den ganzen Abend lang bald auf mich, bald auf sie, als wenn er fragen wollte: »Nun?« – daß ich, wie das oft zu sein pflegt, obgleich ich im Innern schon überzeugt war, daß an Ljubow Ssergejewna nichts Besonderes sei, noch sehr weit davon entfernt war, diese Gedanken auch nur mir selbst einzugestehen.

Das letzte Mitglied dieser Familie endlich, Warenka, war ein starkes Mädchen von etwa sechzehn Jahren.

Hübsch an ihr waren nur die dunkelgrauen großen Augen voller Heiterkeit und zugleich ruhiger Beschaulichkeit, die den Augen der Tante sehr ähnlich waren, ein dicker dunkelblonder Zopf und ungemein zarte und schöne Hände.

»Ich denke, es wird Sie langweilen, Mr. Nicolas, aus der Mitte heraus zuzuhören,« sagte Sofia Iwanowna zu mir mit ihrem

gutmütigen Seufzer, indem sie die Teile des Kleides umwandte, an dem sie nähte.

Das Vorlesen hatte eben aufgehört, weil Dmitrij hinausgegangen war.

»Oder haben Sie vielleicht Robroy schon gelesen?«

Damals hielt ich es für meine Pflicht, schon allein deshalb, weil ich die Studentenuniform trug, im Gespräch mit mir wenig bekannten Menschen auf die einfachste Frage unbedingt sehr »gescheit und originell« zu antworten; kurze und klare Antworten aber wie ja, nein, das ist langweilig, das ist lustig u. dergl., hielt ich für die größte Schande. Nachdem ich einen Blick auf meine neuen, modernen Beinkleider und auf die glänzenden Knöpfe meines Rockes geworfen hatte, erwiderte ich, daß ich »Robroy« noch nicht gelesen hätte, daß es mich aber sehr interessiere, zuzuhören, da ich vorzöge, Bücher aus der Mitte heraus zu lesen, statt von Anfang an.

»Das ist doppelt interessant: man sucht zu erraten, was schon war und was noch kommt,« fügte ich mit selbstgefälligem Lächeln hinzu.

Die Fürstin lachte mit einem Lachen, das mir nicht ganz natürlich erschien (später bemerkte ich, daß sie kein anderes Lachen hatte).

»Wirklich, das muß wahr sein,« sagte sie, »und bleiben Sie lange hier, Nicolas? Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich nicht Monsieur sage; wann reisen Sie ab?«

»Ich weiß nicht, vielleicht morgen, vielleicht bleiben wir auch noch recht lange hier,« antwortete ich ohne bestimmten Grund, obgleich wir morgen sicher abreisen sollten.

»Ich möchte wünschen, daß Sie bleiben, sowohl Ihretwegen, als auch meines Sohnes wegen,« bemerkte die Fürstin und sah ins Weite, »in Ihrem Alter ist die Freundschaft etwas Herrliches.«

Ich fühlte, daß alle mich anblickten und meine Antwort erwarteten, wengleich Warenka so tat, als betrachte sie die Arbeit ihrer Tante; ich fühlte, daß man mich in gewissem Sinne einem Examen unterwarf, und daß ich mich von meiner vorteilhaftesten Seite zeigen mußte.

»Ja,« sagte ich, »mir ist Dmitrijs Freundschaft von Nutzen, aber ich meinerseits kann ihm nichts sein: er ist tausendmal besser als ich.« (Dmitrij konnte meine Worte nicht hören, sonst hätte ich gefürchtet, daß er ihre Unaufrichtigkeit herausgeföhlt hätte.)

Die Fürstin lachte wieder mit dem unnatürlich scheinenden, aber ihr eigenen Lachen.

»Nun, und wenn man ihn hört,« sagte sie, »*c'est vous qui êtes un petit monstre de perfection.*«

»*Monstre de perfection*, das ist sehr gut, das muß ich mir merken,« dachte ich.

»Im übrigen, ohne von Ihnen zu sprechen, er ist in diesen Dingen Meister,« fuhr sie fort, die Stimme senkend und mit den Augen auf Ljubow Ssergejewna hinweisend, »er hat an dem armen Tantchen (so wurde Ljubow Ssergejewna bei ihnen genannt), das ich seit zwanzig Jahren mit Susette kenne, Vollkommenheiten entdeckt, die ich nie vermutet hätte; – Warja, laß mir ein Glas Wasser bringen,« fügt sie hinzu, wieder in die Ferne blickend, wahrscheinlich weil sie fand, daß es noch zu früh oder überhaupt unnötig sei, mich in die Familienbeziehungen einzuweißen; »oder nein, soll lieber *er* gehen, er tut ja gar nichts, du aber lies weiter. Gehen Sie, mein Freund, geradeaus auf die Tür zu, und wenn Sie fünfzehn Schritt gegangen sind, bleiben Sie stehen und sagen Sie mit lauter Stimme: Peter, bringe Maria Iwanowna ein Glas Wasser mit Eis,« sprach sie zu mir und lachte wieder leicht mit ihrem unnatürlichen Lachen.

»Wahrscheinlich will sie über mich sprechen,« dachte ich, als ich das Zimmer

verließ, »wahrscheinlich will sie sagen, sie habe bemerkt, daß ich ein sehr, sehr gescheiter junger Mann sei.« Ich hatte die fünfzehn Schritte noch nicht zurückgelegt, als die dicke Sofia Iwanowna atemlos, aber doch mit schnellen und leichten Schritten mich einholte.

»Merci, mon cher,« sagte sie, »ich gehe selbst hin und werde es schon bestellen.«

Ich werde heimisch.

Als ich in die Galerie zurückkehrte, sprach man dort durchaus nicht von mir, wie ich vermutet hatte; Warenka las nicht, hatte das Buch beiseite gelegt und stritt heftig mit Dmitrij, der auf und nieder schritt, seine Halsbinde durch Kopfbewegungen zurecht rückte und die Augen zusammenkniff. Der Gegenstand des Streites war angeblich Iwan Jakowlewitsch und der Aberglaube; aber der Streit war viel zu heftig, als daß der zu ergänzende Grund nicht ein anderer gewesen wäre, der der ganzen Familie näher lag. Die Fürstin und Ljubow Ssergejewna saßen schweigend da und horchten auf jedes Wort mit dem offenbaren Wunsche, sich zuweilen hineinzumischen, aber sie hielten sich zurück und überließen es, die eine – Warenka, die andere – Dmitrij, für sie zu sprechen. Als ich eintrat, blickte Warenka mich so gleichgültig an, daß ich sofort erkannte, der Streit beschäftige sie ernsthaft und es sei ihr

vollkommen gleichgültig, ob ich hören würde, was sie sagte, oder nicht. Denselben Ausdruck hatte der Blick der Fürstin, die jedenfalls auf seinen Warenkas stand; Dmitrij aber begann in meiner Gegenwart noch heftiger zu streiten, während Ljubow Ssergejewna bei meinem Kommen sehr zu erschrecken schien und, ohne sich an jemand von uns direkt zu wenden, sagte: »Die alten Leute sagen ganz richtig: si jeunesse savait, si vieillesse pouvait.«

Aber dieser Ausspruch machte dem Streit kein Ende und brachte mich nur auf den Gedanken, daß Ljubow Ssergejewna und mein Freund im Unrecht waren. Obgleich es mir etwas peinlich war, einem kleinen Familienzwise beizuwohnen, war es mir doch wieder angenehm, die wahren Verhältnisse dieser Familie kennen zu lernen, wie sie sich infolge des Streites verrieten, und zu fühlen, daß meine Anwesenheit sie an der Aussprache nicht hinderte.

Wie oft kommt es vor, daß man jahrelang eine Familie unter demselben lügenhaften Schleier des Anstandes sieht, wobei uns die wahren Beziehungen ihrer Mitglieder zueinander ein Geheimnis bleiben. (Ich habe sogar beobachtet, je undurchdringlicher und daher schöner dieser Schleier ist, desto gröber pflegen die wahren, vor uns verborgenen Verhältnisse zu sein.) Sobald aber ganz unerwartet im Kreise der Familie irgend eine, vielleicht unbedeutend scheinende Frage über eine Spitze oder einen Besuch oder über die Pferde des Hausherrn auftaucht, wird der Streit ohne jeden sichtbaren Grund immer heftiger und heftiger, unter dem Schleier wird es zu eng zur Klarstellung der Angelegenheit, und plötzlich kommen alle wahren, unzarten Verhältnisse zum Entsetzen der Streitenden selbst und zum Erstaunen der Anwesenden ans Tageslicht, und der Schleier, der nun nichts mehr verhüllt, flattert frei zwischen den kämpfenden Parteien hin und her und erinnert uns nur daran, wie lange wir durch ihn getäuscht wurden. Oft ist es nicht so

schmerzlich, den Kopf mit voller Wucht irgendwo anzustoßen, als – selbst wenn es ganz leicht und leise geschieht – eine schmerzende, wunde Stelle zu berühren; und eine solche schmerzende, wunde Stelle gibt es fast in jeder Familie. In der Familie der Nechljudows war eine solche wunde Stelle die seltsame Schwärmerei Dmitrijs für Ljubow Ssergejewna, die in den Herzen der Mutter und der Schwester, wenn auch nicht grade Neid, so doch ein beleidigtes Verwandtschaftsgefühl erweckte. Daher eben hatte der Streit über Iwan Jakowlewitsch und den Aberglauben für sie alle eine ernste Bedeutung.

»Du bemühst dich immer in dem, was andere verspotten oder was alle verachten,« sagte Warenka mit ihrer klangvollen Stimme, jede Silbe deutlich betonend, »du bemühst dich, in all diesem etwas ungewöhnlich Gutes zu finden.«

»Erstens kann nur ein besonders leichtsinniger Mensch in Bezug auf einen so hervorragenden Mann wie Iwan

Jakowlewitsch von Verachtung sprechen,«
erwiderte Dmitrij, krampfhaft mit dem
Kopfe zur Seite zuckend, »und zweitens
bemühst im Gegenteil *du* dich, das Gute
nicht zu sehen, das du vor Augen hast.«

Als Sofia Iwanowna zu uns zurückkehrte,
blickte sie einige Male erschrocken bald
den Neffen, bald die Nichte, bald mich an
und öffnete, als wenn sie in Gedanken
etwas gesagt hätte, mehrmals den Mund
und seufzte schwer.

»Warja, bitte lies schnell weiter,« sagte sie,
ihr das Buch reichend und ihr freundlich
auf den Arm klopfend, »ich will durchaus
wissen, ob er sie wiedergefunden hat.« (Ich
glaube, in dem Roman war gar nicht die
Rede davon, daß irgend jemand gefunden
werden sollte.) »Und du, Mitja, solltest
lieber etwas um die Wange binden,
Freundchen, es ist kühl und du wirst wieder
Zahnschmerzen bekommen,« sprach sie
zum Neffen, ohne auf den unzufriedenen
Blick zu achten, den er ihr zuwarf,
wahrscheinlich weil sie den logischen

Faden seiner Beweisführung zerrissen hatte. Die Lektüre wurde fortgesetzt.

Dieser kleine Streit störte nicht im geringsten den Familienfrieden und die vernünftige Harmonie, welche dieser Frauenkreis atmete. Dieser Kreis, welchem offenbar die Fürstin Maria Iwanowna Richtung und Charakter gab, hatte für mich etwas vollständig Neues und Anziehendes, eine gewisse Folgerichtigkeit und zugleich Einfachheit und Vornehmheit. Das alles kam zum Ausdruck in der Schönheit, Sauberkeit und Solidität der Einrichtung – der Glocke, der Büchereinbände, der Sessel und Tische, – sowie in der geraden, aufrechten Haltung der Fürstin, in den offen zur Schau getragenen, weißen Locken und in der Art, mich gleich beim ersten Sehen *Nicolas* und *er* zu nennen, in ihren Beschäftigungen, im Lesen und Nähen und in der auffallenden Zartheit der Damenhände. (Sie hatten alle einen gemeinsamen Familienzug in den Händen, der darin bestand, daß das Weiche der Handfläche an der Außenseite von rosiger

Farbe war und sich durch eine scharfe, gerade Linie von der auffallenden Weiße des anderen Teiles der Hand unterschied.) Aber am allermeisten drückte sich dieser Charakter bei allen dreien in der Art aus, wie sie vortrefflich sowohl russisch als französisch sprachen, jeden Buchstaben deutlich hervorbringend und jedes Wort und jeden Satz mit pedantischer Genauigkeit zu Ende sprechend. Alles dieses und besonders auch, daß man mich in dieser Gesellschaft einfach und ernst behandelte wie einen Erwachsenen, daß man mir Ansichten mitteilte und meine Meinungen anhörte, – ich war daran so wenig gewöhnt, daß ich trotz der glänzenden Knöpfe und der blauen Aufschläge immer noch fürchtete, man werde mir plötzlich sagen: Glauben Sie wirklich, daß man mit Ihnen ernsthaft spricht? Gehen Sie lieber lernen! – alles das bewirkte, daß ich in dieser Gesellschaft nicht die geringste Schüchternheit empfand. Ich stand auf, wechselte meinen Platz und sprach ohne Scheu mit allen, außer mit Wrenka, denn es schien mir unziemlich

oder gar unerlaubt, gleich beim ersten Mal mit ihr zu sprechen.

Während des Lesens, da ich ihrer angenehmen, klangvollen Stimme lauschte und bald sie betrachtete, bald den sandigen Gartenweg, auf welchem sich runde, dunkle Regenflecken gebildet hatten, bald die Linden, auf deren Blättern noch immer seltene Regentropfen aus dem blassen, blaudurchschimmerten Rande der Wolke, die uns ereilt hatte, niederklatschten, bald wieder sie, bald die letzten rosigen Strahlen der untergehenden Sonne, welche die regenfeuchten, dichtbelaubten, alten Birken beleuchtete, bald wieder Warenka, – kam mir der Gedanke, daß sie gar nicht so häßlich sei, wie sie mir anfangs erschienen war.

»Schade, daß ich schon verliebt bin,« dachte ich, »und daß Warenka nicht Ssonitschka ist. Wie schön wäre es doch, plötzlich ein Glied dieser Familie zu werden! Da hätte ich auf einmal eine Mutter, eine Tante, eine Frau.« Während ich

das dachte, blickte ich unverwandt die lesende Warenka an und bildete mir ein, daß ich sie magnetisiere, und daß sie mich ansehen müsse. Warenka hob den Kopf, sah mich an und wandte sich, als ihr Blick dem meinen begegnete, wieder ab.

»Der Regen hört noch immer nicht auf,« sagte sie.

Und plötzlich hatte ich ein merkwürdiges Gefühl: es war mir, als wenn das, was jetzt mit mir vorging, die Wiederholung dessen sei, was schon einmal mit mir geschehen: daß auch damals, ganz so wie jetzt, ein leiser Regen gefallen war, daß die Sonne hinter den Birken unterging, daß ich »sie« anblickte, während sie las, daß ich sie magnetisierte und daß sie aufblickte, und ich erinnerte mich sogar, daß dies auch früher schon einmal gewesen war.

»Sollte Warenka *sie* sein?« dachte ich, »und fängt *es* jetzt vielleicht an?« Aber ich war mir bald darüber klar, daß Warenka nicht *sie* war und daß *es* nicht anfangen. »Erstens

ist Wrenka nicht hübsch,« dachte ich, »und dann ist sie einfach ein Fräulein, mit dem ich aus die allergegewöhnlichste Art bekannt geworden bin, *sie* aber wird etwas ganz Außergewöhnliches sein, ich werde sie an einem ganz ungewöhnlichen Orte treffen, und überhaupt,« so schloß ich, »diese Familie gefällt mir doch nur deshalb, weil ich noch nichts gesehen habe, aber Familien sind wahrscheinlich immer so, und ich werde deren noch sehr viele in meinem Leben kennen lernen.«

Ich zeige mich von der vorteilhaftesten Seite.

Während des Tees wurde das Lesen unterbrochen und die Damen begannen untereinander ein Gespräch von Personen und Verhältnissen, die ich nicht kannte, wie mir schien nur, um mich trotz des freundlichen Empfanges doch den Unterschied fühlen zu lassen, welcher zwischen mir und ihnen im Alter und in der gesellschaftlichen Stellung lag. In Gesprächen allgemeinen Charakters aber, an denen ich teilnehmen konnte, bemühte ich mich, um mich für mein vorhergehendes Schweigen zu entschädigen, meinen ungewöhnlichen Geist und meine Originalität zu zeigen, wozu ich mich besonders durch meine Uniform verpflichtet fühlte. Als von Landhäusern gesprochen wurde, erzählte ich plötzlich, der Fürst Iwan Iwanowitsch besitze in der Nähe von Moskau eine so schöne Villa, daß Leute aus London und

aus Paris kämen, um sie zu bewundern; es sei da ein Gitter, welches 380 000 Rubel gekostet habe, und Fürst Iwan Iwanowitsch sei mein naher Verwandter, und ich hätte heute bei ihm diniert, und er hätte mich dringend eingeladen, den Sommer mit ihm in dieser Villa zu verbringen, ich hätte aber abgelehnt, weil ich die Villa sehr gut kenne und schon oft dort gewesen sei, und weil alle die Gitter und Brücken mich durchaus nicht interessierten, da ich Luxus, besonders auf dem Lande, nicht leiden könne, auf dem Lande müsse es eben, meiner Ansicht nach, ganz so wie auf dem Lande sein.

Nachdem ich diese entsetzliche, konfuse Lüge gesagt hatte, wurde ich verlegen und errötete, so daß sicherlich alle merkten, daß ich gelogen hatte. Warenka, die mir grade eine Tasse Tee reichte, und Sofia Iwanowna, die mich ansah, während ich sprach, wandten sich von mir ab und sprachen von etwas anderem, mit einem Gesichtsausdruck, den ich später oft bei gutmütigen Leuten bemerkte, wenn ein sehr

junger Mensch ihnen ins Gesicht lügt, ein Ausdruck, der zu sagen scheint: »Wir wissen ja, daß er lügt, warum tut er das, der arme Junge?«

Ich hatte nur deshalb erzählt, daß Fürst Iwan Iwanowitsch ein Landhaus habe, weil ich keinen besseren Vorwand fand, von meiner Verwandtschaft mit ihm zu sprechen und mitzuteilen, daß ich heute bei ihm diniert hatte; aber warum ich von dem Gitter, welches 380 000 Rubel gekostet haben sollte, gesprochen, und warum ich erzählt hatte, daß ich so oft bei ihm gewesen, während ich doch kein einziges Mal bei ihm war und auch nicht sein konnte, da Fürst Iwan Iwanowitsch nur in Moskau oder in Neapel lebte, was die Nechljudows sehr gut wußten, – warum ich dies getan, darüber kann ich mir durchaus keine Rechenschaft geben. Weder in meiner Kindheit, noch im Knabenalter, noch später in reiferen Jahren habe ich je an mir das Laster der Lüge bemerkt; im Gegenteil, ich war eher zu wahrhaft und offen; aber in dieser ersten Zeit des Jünglingsalters

überkam mich oft, ohne jeden erkennbaren Grund, das seltsame Verlangen, auf die verzweifeltste Weise zu lügen. Ich sage, »auf die verzweifeltste Weise«, denn ich log in Dingen, in denen man mich sehr leicht erwischen konnte; ich glaube, der eitle Wunsch, mich als ein ganz anderer Mensch zu zeigen als ich war, verbunden mit der im Leben nie verwirklichten Hoffnung, zu lügen ohne ertappt zu werden, war die Hauptursache dieser sonderbaren Neigung.

Nach dem Tee schlug die Fürstin, da der Regen aufgehört hatte und das Wetter gegen Abend still und klar geworden war, einen Spaziergang in den unteren Garten vor, um sich an ihrem Lieblingsplätzchen zu erfreuen. Ich folgte meinem Grundsätze, stets originell zu sein, und da ich annahm, daß so gescheite Leute wie die Fürstin und ich über banale Höflichkeiten erhaben seien, antwortete ich, ich könne es nicht leiden, ohne jedes Ziel spazieren zu gehen, und wenn ich schon spazieren gehe, so täte ich es ganz allein. Es kam mir gar nicht in

den Sinn, daß diese Antwort einfach grob war, es schien mir damals vielmehr, daß, sowie es nichts Häßlicheres gibt als niedrige Schmeicheleien, so gebe es auch nichts Angenehmeres und Originelleres als eine gewisse unhöfliche Offenheit; aber ich ging doch, sehr zufrieden mit meiner Antwort, mit der ganzen Gesellschaft spazieren.

Der Lieblingsplatz der Fürstin befand sich ganz unten im tiefsten Dickicht des Gartens auf einer kleinen Brücke, die sich über einen schmalen Sumpf schwang; der Ausblick war sehr begrenzt, aber sehr elegisch und lieblich. Wir sind so daran gewöhnt, Kunst und Natur zu verwechseln, daß uns sehr oft Naturerscheinungen, welchen wir in der Malerei nie begegnen, unnatürlich erscheinen, als wäre die Natur unnatürlich, und umgekehrt:

Erscheinungen, welche wir sehr häufig in der Malerei treffen, erscheinen uns trivial, während uns gewisse Landschaftsbilder, die zu sehr von einem Gedanken und von einem Gefühl durchdrungen sind und die

uns oft in der Wirklichkeit begegnen, gekünstelt erscheinen. Der Blick vom Lieblingsplatz der Fürstin war so. Er umfaßte einen kleinen, an den Ufern verwachsenen Teich, hinter welchem sich unmittelbar ein steiler Hügel erhob, der mit riesigen, alten Bäumen und Sträuchern bestanden war, die in vielfach abgetöntem Grün schimmerten. Über den Teich neigte sich am Fuße des Hügels eine alte Birke, die sich mit ihren starken Wurzeln in der feuchten Ufererde hielt, den Wipfel aber an eine hohe, stattliche Espe lehnte und ihre dichtbelaubten Zweige über die glatte Fläche des Teiches herabhängen ließ, in dem sich diese hängenden Zweige und das Laub ringsumher spiegelten.

»Welche Pracht!« sagte die Fürstin, den Kopf hin und her wiegend und sich an niemand von uns direkt wendend.

»Ja, wundervoll, nur glaube ich, einer Dekoration zu ähnlich,« sagte ich, weil ich zeigen wollte, daß ich in allem meine eigene Ansicht hatte.

Als hätte sie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr die Fürstin fort, sich an der Aussicht zu ergötzen, und sprach, zu ihrer Schwester und Ljubow Ssergejewna gewandt, von den verschiedenen Einzelheiten: von einem schief stehenden Aste und seinem Spiegelbilde, das ihr besonders gefiel. Sofia Iwanowna sagte, das alles sei wunderschön, und ihre Schwester pflege hier stundenlang zu weilen; aber man merkte, daß sie das nur sagte, um der Fürstin eine Freude zu machen. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß sehr liebevolle Menschen selten für die Schönheiten der Natur empfänglich sind. Auch Ljubow Ssergejewna war entzückt und fragte unter anderem: »Wodurch hält sich diese Birke? Ob sie wohl noch lange so stehen wird?« blickte dabei aber fortwährend auf ihre Susette, die, mit dem Schweife wedelnd, mit den krummen Füßchen auf der kleinen Brücke so geschäftig hin und her lief, als wäre sie zum ersten Male in ihrem Leben außer dem Zimmer. Dmitrij begann mit seiner Mutter eine sehr logische

Auseinandersetzung darüber, daß eine Aussicht mit beschränktem Horizonte unmöglich schön sein könne; Wrenka sprach nichts. Als ich mich nach ihr umblickte, stand sie, auf das Geländer der Brücke gelehnt, so, daß sie mir ihr Profil zuwandte, und sah vor sich hin. Irgend etwas schien ihre Gedanken stark zu beschäftigen und sie zu rühren, denn sie stand selbstvergessen da und schien weder an sich zu denken, noch daran, daß man sie beobachtete. In dem Ausdruck ihrer großen Augen lag so viel Aufmerksamkeit und ruhiges, klares Nachsinnen, in ihrer Haltung so viel Ungezwungenheit und trotz ihres kleinen Wuchses sogar Würde, daß es mich wieder ergriff wie eine Erinnerung an »sie«, und wieder fragte ich mich: »Beginnt es jetzt vielleicht?« Und wieder antwortete ich mir, daß ich schon in Ssonitschka verliebt sei, und daß Wrenka nichts anderes sei, als einfach ein Fräulein und die Schwester meines Freundes; aber sie gefiel mir in diesem Augenblick, und daher verspürte ich das unbestimmte Verlangen,

ihr irgend eine kleine Unannehmlichkeit anzutun oder zu sagen.

»Weißt du was, Dmitrij,« sagte ich zu meinem Freunde, indem ich näher zu Warenka herantrat, damit sie meine Worte höre, »ich finde, selbst wenn es hier keine Mücken gäbe, so wäre doch nichts Hübsches an diesem Plätzchen, so aber,« fügte ich hinzu, indem ich mich auf die Stirn schlug und wirklich eine Mücke zerdrückte, »ist es doch ganz und gar häßlich.«

»Es scheint, Sie sind kein Freund der Natur?« sagte Warenka, ohne den Kopf zu wenden.

»Ich finde, es ist eine müßige, nutzlose Beschäftigung,« antwortete ich voller Befriedigung, daß es mir gelungen war, ihr eine kleine und dabei originelle Unannehmlichkeit zu sagen. Warenka zog einen Augenblick die Brauen unmerklich mit dem Ausdrücke des Bedauerns in die

Höhe und blickte dann wieder ebenso ruhig vor sich hin.

Ich ärgerte mich über sie, aber trotzdem traten die mit verblaßter, grauer Farbe gestrichenen Geländer der kleinen Brücke, auf welche sie sich stützte, der Widerschein des herabhängenden Astes der vorgeneigten Birke im dunkeln Teich, der sich förmlich zu vereinigen schien mit den hängenden Zweigen, die Sumpfluft, das Gefühl der auf der Stirn zerdrückten Mücke, Warenkas aufmerksamer Blick und ihre stolze Haltung späterhin noch oft völlig unerwartet in meine Erinnerung.

Dmitrij.

Als wir vom Spaziergange ins Haus zurückkehrten, wollte Warenka nicht singen, was sie sonst des Abends zu tun pflegte, und ich war dermaßen von mir eingenommen, daß ich das auf meine Rechnung schrieb und mir einbildete, Ursache ihrer Weigerung sei das, was ich ihr auf der kleinen Brücke gesagt hatte. Die Nechljudows pflegten nicht zu soupieren und sich früh zurückzuziehen, und heute begaben ich und Dmitrij, der – wie Sofia Iwanowna vorhergesagt hatte – Zahnschmerzen bekam, uns noch früher als gewöhnlich auf sein Zimmer. Da ich überzeugt war, daß ich alles erfüllt hatte, was mein blauer Kragen und die Goldknöpfe von mir verlangten, und daß ich allen sehr gefallen hatte, befand ich mich in sehr angenehmer, selbstzufriedener Stimmung; Dmitrij dagegen war infolge des Streites und der Zahnschmerzen schweigsam und düster. Er setzte sich an

den Tisch, holte seine Hefte hervor – ein Tagebuch und ein Heft, in dem er allabendlich einzutragen pflegte, was er getan hatte und was er tun wollte, – und schrieb darin recht lange unter beständigem Gesichterschneiden und Reiben der schmerzenden Backe.

»Ach, lassen Sie mich in Ruhe!« schrie er das Stubenmädchen an, das im Auftrage von Sofia Iwanowna erschien, um zu fragen, wie es mit seinen Zahnschmerzen stehe, und ob er sich nicht einen heißen Umschlag machen wolle. Dann sagte er, daß mein Bett sofort hergerichtet sein werde und daß er gleich zurückkehren wolle, und ging zu Ljubow Ssergejewna.

»Wie schade, daß Warenka nicht hübsch und nicht Ssonitschka ist!« dachte ich, als ich allein geblieben war. »Wie schön wäre es doch, nach Beendigung der Universitätsstudien zu ihnen hinauszufahren und um ihre Hand anzuhalten! Ich würde sagen: Prinzessin, ich bin nicht mehr jung, ich kann nicht

leidenschaftlich lieben, aber ich werde Sie immer gern haben wie eine liebe Schwester. Zur Mutter würde ich sagen: Sie achte ich sehr hoch, und zu Sofia Iwanowna: Glauben Sie mir, ich schätze Sie außerordentlich. Sagen Sie also offen und einfach, Prinzessin: wollen Sie meine Frau werden? – Ja. – Und sie würde mir die Hand reichen; ich würde die Hand drücken und sagen: Meine Liebe wird sich nicht in Worten zeigen, sondern in Taten. – »Wie aber«, ging es mir durch den Kopf, »wenn Dmitrij sich in Ljubotschka verliebte – sie ist ja auch in ihn verliebt – und sie heiraten wollte? Dann müßte einer von uns verzichten. Die griechische Kirche verbietet die Ehe zwischen verschwägerten Personen. (Anm. d. Übers.) Und das wäre vortrefflich. Dann würde ich so handeln: ich würde das sofort bemerken, aber nichts verraten, würde zu Dmitrij gehen und ihm sagen: Es wäre vergeblich, mein Freund, einander etwas verhehlen zu wollen; du weißt, daß meine Liebe zu deiner Schwester nur mit meinem Leben enden wird, aber ich weiß alles, du hast mich

meiner schönsten Hoffnungen beraubt, du hast mich unglücklich gemacht; aber weißt du, wie Nikolaj Irtenjew sich für das Unglück eines ganzen Lebens rächt? Da hast du meine Schwester! – Und dabei würde ich ihm Ljubotschkas Hand reichen. Er würde sagen: Nein, nein, für nichts in der Welt! Aber ich würde antworten: Fürst Nechljudow, Sie versuchen vergeblich, großmütiger zu sein als Nikolaj Irtenjew; es gibt auf der ganzen Welt keinen Menschen, der großmütiger wäre als er! Würde mich verbeugen und gehen. Dmitrij und Ljubotschka würden mir in Tränen aufgelöst nacheilen und mich anflehen, ihr Opfer nicht zurückzuweisen. Und ich könnte es dann annehmen und könnte sehr glücklich sein, – wenn ich nur in Warenka verliebt wäre ...« Diese Träume waren mir so angenehm, daß ich große Lust hatte, sie meinem Freunde mitzuteilen, aber trotzdem wir uns gegenseitig Offenheit gelobt hatten, fühlte ich doch, daß die physische Möglichkeit fehlte, dies alles zu sagen.

Dmitrij kehrte von Ljubow Ssergejewna mit Zahntropfen zurück, die sie ihm gegeben hatte; er litt noch stärkere Schmerzen und war infolgedessen noch schlechter gelaunt. Mein Bett war noch nicht bereitet, und der Bursche, der Dmitrij bediente, kam fragen, wo ich schlafen würde.

»Scher dich zum Teufel!« schrie Dmitrij ihn an und stampfte mit dem Fuße. Aber kaum war der Bursche hinaus, als Dmitrij mit immer lauterer Stimme rief: »Waßjka! Waßjka! Waßjka! Richt' mir auf dem Fußboden ein Lager her.«

»Nein,« sagte ich, »lieber will ich auf dem Fußboden schlafen.«

»Na einerlei, bette irgendwo auf!« fuhr Dmitrij in demselben zornigen Tone fort, »Waßjka, warum machst du denn das Bett nicht?«

Aber Waßjka begriff offenbar nicht, was man von ihm verlangte, und stand unbeweglich da.

»Na, was ist denn? Mach' das Bett, das Bett! Waßjka! Waßjka!« schrie Dmitrij, der plötzlich in unsinnige Wut geriet.

Doch Waßjka verstand noch immer nicht, und blieb eingeschüchtert stehen.

»Du hast dich also geschworen, mich umzu – mich rasend zu machen?«

Und Dmitrij sprang vom Stuhle auf, rannte auf den Burschen zu und schlug ihn mehrmals mit der Faust auf den Kopf, bis Waßjka aus dem Zimmer flüchtete. An der Tür stehen bleibend, blickte Dmitrij sich nach mir um, und der Ausdruck der Wut und Grausamkeit, der einen Augenblick vorher auf seinem Gesichte gelegen hatte, wich einem so sanften, beschämten, liebevollen und kindlichen Ausdruck, daß er mir leid tat, und so gern ich mich abgewendet hätte, konnte ich's doch nicht über mich bringen, es zu tun. Er sprach kein Wort zu mir, sondern schritt lange schweigend im Zimmer auf und ab, mir hier und da einen um Verzeihung bittenden

Blick zuwerfend, dann nahm er ein Heft aus der Tischlade, schrieb etwas hinein, zog seinen Rock aus, legte ihn ordentlich zusammen, trat in die Ecke, in der das Heiligenbild hing, faltete seine großen weißen Hände über der Brust und begann zu beten. Er betete so lange, daß Waßjka inzwischen Zeit hatte, eine Matratze zu bringen, und auf dem Fußboden aufbetten konnte, wie ich ihn flüsternd anwies. Ich entkleidete mich und legte mich auf das Lager am Fußboden, Dmitrij aber betete noch immer. Während ich seinen etwas gebeugten Rücken und seine Sohlen betrachtete, die sich mir gleichsam demütig zukehrten, wenn er niederkniete, liebte ich Dmitrij noch mehr als bisher und überlegte immer wieder: »Soll ich ihm erzählen oder nicht, was ich mir in Bezug auf unsere Schwestern ausgemalt habe?« – Als Dmitrij sein Gebet verrichtet hatte, legte er sich neben mir nieder, stützte den Kopf in die Hand und sah mich lange mit freundlichem, beschämtem Blick schweigend an. Das fiel ihm sichtlich schwer, aber er schien sich

selbst damit strafen zu wollen. Ich sah ihn an und lächelte. Er lächelte ebenfalls.

»Warum sagst du mir denn nicht, daß ich häßlich gehandelt habe?« fragte er, »du hast doch eben daran gedacht?«

»Ja,« erwiderte ich, obgleich das nicht wahr war, aber es schien mir jetzt, als hätte ich wirklich daran gedacht; »ja, es war sehr häßlich und ich hätte das nie von dir erwartet,« sprach ich und empfand dabei ein besonderes Vergnügen, zu ihm *du* sagen zu dürfen. »Was machen deine Zahnschmerzen?« fügte ich hinzu.

»Die sind vorüber. – Ach Nikolenka, mein Freund,« sagte Dmitrij so weich, daß ich in seinen glänzenden Augen Tränen zu sehen meinte, »ich fühle und weiß, wie schlecht ich bin, und Gott weiß, wie ich mich danach sehne, wie ich ihn bitte, daß er mich besser mache; aber was soll ich anfangen, wenn ich so einen unglückseligen, widerwärtigen Charakter habe? Was soll ich denn anfangen? Ich gebe mir Mühe, mich

zu beherrschen, mich zu bessern, aber das geht doch nicht so plötzlich und durch meine eigene Kraft. Ich brauche jemand, der mir zur Seite steht, mir hilft. Da ist nun Ljubow Ssergejewna, sie versteht mich und hat mir in dieser Beziehung schon viel geholfen. Ich weiß aus meinen Aufzeichnungen, daß ich mich im Laufe des Jahres schon sehr gebessert habe. Ach Nikolenka, mein Herz,« fuhr er mit ganz ungewohnter Zärtlichkeit und in ruhigerem Tone nach diesem Geständnis fort, »was ist es doch Großes um den Einfluß einer solchen Frau wie sie! Mein Gott, wie schön kann es werden, wenn ich erst selbständig bin, mit einer solchen Freundin zur Seite wie sie! In ihrer Gegenwart bin ich ein völlig anderer Mensch.«

Und dann begann Dmitrij, mir seine Zukunftspläne zu entwerfen: Heirat, Landleben und beständige Arbeit an sich selbst.

»Ich werde auf dem Lande leben, du wirst mich besuchen, wirst vielleicht mit

Ssonitschka verheiratet sein,« sprach er,
»unsere Kinder werden zusammen spielen.
Das alles erscheint jetzt zwar lächerlich und
dumm, kann aber doch geschehen.«

»Natürlich, sehr gut sogar!« erwiderte ich
lächelnd und gleichzeitig daran denkend,
daß es doch noch schöner wäre, wenn ich
seine Schwester heiratete.

»Weißt du, was ich dir sagen werde,«
sprach er nach kurzem Schweigen, »du
bildest dir ja nur ein, daß du in Ssonitschka
verliebt bist; wie ich sehe, sind das
Dummheiten, und du weißt noch gar nicht,
was ein echtes Gefühl ist.«

Ich antwortete nicht, da ich ihm beinahe
recht gab. Wir schwiegen eine Weile.

»Du hast gewiß bemerkt, daß ich heute
wieder in böser Laune war und mit Warja in
häßlicher Weise stritt. Es war mir nachher
entsetzlich unangenehm, besonders, weil's
in deiner Gegenwart geschah. Wenn sie
auch über viele Dinge falsche Ansichten

hat, so ist sie doch ein prächtiges Mädchen und sehr gut; du wirst sie ja näher kennen lernen.«

Der Übergang in seinen Reden von der Bemerkung, daß ich nicht verliebt sei, zum Lobe seiner Schwester erfreute mich ungemein und ließ mich erröten, aber ich sagte ihm dennoch kein Wort über seine Schwester, und wir sprachen weiter von anderen Dingen.

So plauderten wir bis zum zweiten Hahnenschrei, und die blasse Morgenröte blickte bereits durchs Fenster, als Dmitrij sein Bett aufsuchte und das Licht auslöschte.

»Na, jetzt muß man schlafen,« sagte er.

»Ja,« antwortete ich, »nur ein Wort noch!«

»Nun?«

»Ist das Leben nicht schön?« sagte ich.

»Das Leben ist schön,« erwiderte er mit
solchem Ausdruck, daß ich trotz der
Dunkelheit seine fröhlichen,
schmeichelnden Augen und sein kindliches
Lächeln zu sehen meinte.

Auf dem Lande.

Am folgenden Tage fuhren Wolodja und ich mit der Post aufs Land. Unterwegs, während ich die verschiedenen Moskauer Erinnerungen in meinem Kopfe ordnete, erinnerte ich mich auch an Ssonitschka Walachin, aber erst am Abend, als wir schon fünf Stationen hinter uns hatten. »Eigentlich ist's doch sonderbar,« dachte ich, »daß ich verliebt bin und das ganz vergessen habe. Ich muß an sie denken.« Und ich begann an sie zu denken, wie man so auf der Reise zu denken pflegt, unzusammenhängend, aber lebhaft, und ich dachte mich so hinein, daß ich nach unserer Ankunft auf dem Lande es noch zwei Tage für notwendig hielt, traurig und nachdenklich vor allen Hausgenossen zu erscheinen und besonders vor Katjenka, die ich für eine große Kennerin in Sachen dieser Art hielt und der ich eine Andeutung über den Zustand machte, in dem sich mein Herz befand. Aber trotz aller Bemühungen,

mich vor andern und vor mir selbst zu verstellen, trotz der absichtlichen Aneignung aller Merkmale, welche ich bei andern in verliebtem Zustande beobachtet hatte, erinnerte ich mich doch nur zwei Tage hindurch und auch da nicht beständig, sondern hauptsächlich am Abend, daß ich verliebt sei, und schließlich, sobald ich das neue Geleise des Landlebens und des Vergnügens betreten hatte, vergaß ich meine Liebe zu Ssonitschka ganz.

Wir kamen bei der Nacht in Petrowskoje an, und ich schlief so fest, daß ich weder das Haus sah, noch die Birkenallee, noch jemand von den Hausbewohnern, die sich alle schon zurückgezogen hatten und fest schliefen. Der alte Foka, gebückt und barfuß, in einer wattierten Frauenjacke, ein Licht in der Hand, schob den Türriegel zurück. Als er uns erblickte, begann er vor Freude zu zittern, küßte uns auf die Schulter, schob seine Filzdecke beiseite und kleidete sich eilig an. Den Flur und die Treppe durchschritt ich noch halb im Schlaf, aber das Türschloß im Vorzimmer,

der Riegel, die schiefen Dielenbretter, die Truhe, der alte Leuchter, der mit Talg betropft war wie früher, der Schatten vom schiefen, kalten, eben erst angezündeten Dochte der Unschlittkerze, das stets staubige, nie ausgehobene Doppelfenster, unter dem, wie ich mich erinnerte, ein Vogelbeerbaum wuchs, – alles dies war mir so bekannt, so voll von Erinnerungen, so zusammengehörig, als wäre es durch einen einzigen Gedanken vereinigt, daß ich plötzlich den Zauber dieses lieben, alten Hauses fühlte. Unwillkürlich fragte ich mich: Wie konnten wir, das Haus und ich, so lange ohne einander auskommen? Und ich eilte ziellos vorwärts, um zu sehen, ob die andern Zimmer noch dieselben waren. Es war alles noch wie einst, nur schien es mir kleiner, niedriger, während ich selbst größer, schwerer und plumper geworden war; aber auch so wie ich war, nahm mich das Haus freudig auf und weckte in mir mit jedem Fenster, jedem Brett im Fußboden, jeder Treppenstufe, mit jedem Laut die Schatten der Bilder, Gefühle, Ereignisse einer unwiederbringlichen, glücklichen

Vergangenheit. Wir kamen in unser früheres Schlafzimmer: alle Schrecken aus der Kinderzeit bargen sich wie einst im Dunkel der Ecken und Türen; wir gingen durch den Salon: dieselbe stille, zarte Mutterliebe lag über allen Gegenständen des Zimmers; wir durchschritten den Saal: die geräuschvolle, sorglose Kinderfröhlichkeit schien in diesem Raume zurückgeblieben zu sein und nur darauf zu warten, daß man sie wieder belebe. Im Divanzimmer, in welches uns Foka führte und wo er uns ein Lager bereitete, schien alles – der Spiegel, die Wandschirme, das alte, hölzerne Heiligenbild, jede Unebenheit der weiß tapezierten Wand, – alles schien von Leiden und Tod zu sprechen, von etwas, was nie mehr wiederkehren sollte.

Wir legten uns schlafen, und Foka verließ uns, nachdem er uns eine gute Nacht gewünscht hatte.

»In diesem Zimmer ist doch maman gestorben?« sagte Wolodja.

Ich antwortete nicht und tat, als wenn ich schlief. Wenn ich ein Wort gesagt hätte, wäre ich in Tränen ausgebrochen.

Als ich am andern Morgen erwachte, saß Papa, noch nicht angekleidet, in Hausschuhen und Schlafrock, die Zigarre im Munde, auf Wolodjas Bett und plauderte und lachte mit ihm. Mit fröhlichem Achselzucken sprang er auf, kam zu mir, klopfte mir mit seiner großen Hand auf den Rücken, reichte mir seine Wange und drückte sie an meine Lippen.

»Nun, ausgezeichnet, Diplomat, ich danke dir,« sagte er mit der ihm eigenen scherzhaften Zärtlichkeit, mich mit seinen kleinen, glänzenden Äuglein betrachtend; »Wolodja sagt, du habest das Examen gut bestanden, als ein tüchtiger Bursche, – vortrefflich! Wenn du keine Dummheiten machst, so bist auch du mein prächtiger Zunge. Ich danke dir, Freundchen. Jetzt wollen wir hier lustig leben und im Winter übersiedeln wir vielleicht nach Petersburg. Nur schade, die Jagd ist schon zu Ende,

sonst hätte ich euch ein Vergnügen gemacht; na, mit der Flinte kannst du jagen, Woldemar, Wild ist in Unmengen da, vielleicht begleite ich dich manchmal. Na und im Winter, so Gott will, ziehen wir nach Petersburg, ihr werdet Menschen kennen lernen, Beziehungen anknüpfen, ihr seid ja jetzt meine großen Jungen. Grade sagte ich zu Woldemar: ihr seid jetzt auf den Weg gebracht, und meine Pflicht ist getan, ihr könnt allein vorwärtskommen, wenn ihr euch aber mit mir beraten wollt, so tut es, ich bin jetzt nicht mehr euer Aufpasser, sondern euer Freund, wenigstens will ich euer Freund und Kamerad und Berater sein, wo ich kann, und weiter nichts. Wie gefällt das deiner Philosophie, Koko, was? gut oder schlecht, was?«

Ich sagte natürlich, das sei vortrefflich und fand es auch wirklich so. Papa hatte an jenem Tage einen ganz besonders freundlichen, heiteren, glücklichen Gesichtsausdruck; dieses neue Verhältnis zu mir wie zu einem Gleichgestellten, zu

einem Kameraden, zwang mich, ihn noch mehr zu lieben.

»Na, erzähl' mir doch, warst du bei allen Verwandten? Bei Iwins? Hast du den Alten gesehen? Was hat er dir gesagt?« fuhr Papa fort mich auszufragen; »warst du beim Fürsten Iwan Iwanowitsch?«

Und wir plauderten, ohne uns anzukleiden, so lange, daß die Sonne schon die Fenster des Divanzimmers verließ, und daß Jakob (welcher immer noch ebenso alt war, immer noch ebenso die Finger auf seinem Rücken bewegte und immer noch dieselben Redensarten gebrauchte) in unser Zimmer kam und dem Papa meldete, daß die kleine Kalesche angespannt sei.

»Wohin fährst du?« fragte ich Papa.

»Ach, das hätte ich fast vergessen!« sagte Papa mit ärgerlichem Achselzucken und Hüsteln, »ich habe versprochen, heute zu den Epifanows hinüberzufahren. Erinnerst du dich noch an Fräulein Epifanow, ^{1a}

belle Flamande? Sie pflegte eure Mama zu besuchen. Es sind prächtige Menschen.« Und Papa ging mit einem, wie mir schien, verlegenen Achselzucken aus dem Zimmer.

Während unseres Plauderns war Ljubotschka schon mehrmals an die Tür gekommen und hatte gefragt: »Darf man zu euch hinein?« Aber jedesmal hatte Papa ihr durch die Tür zugerufen, das sei ganz unmöglich, wir seien nicht angezogen.

»Was ist denn dabei? Ich habe dich doch schon im Schlafrock gesehen!«

»Du darfst die Brüder nicht ohne die Unaussprechlichen sehen,« rief Papa zurück, »aber jeder von ihnen wird einmal an die Tür klopfen, genügt dir das? Also klopft einmal. Es wäre selbst unpassend für sie, in einem solchen Negligé mit dir zu sprechen.«

»Ach wie unausstehlich ihr seid! So kommt wenigstens schneller in den Salon, Mimi

sehnt sich so, euch zu sehen!« rief
Ljubotschka hinter der Tür.

Sobald Papa fort war, zog ich schnell den Studentenrock an und ging in den Salon; Wolodja dagegen beeilte sich nicht, saß lange oben und plauderte mit Jakob darüber, wo Schnepfen und Bekassinen zu treffen seien. Er fürchtete, wie schon erwähnt, nichts in der Welt so sehr wie Zärtlichkeiten gegen »Brüderchen, Schwesterchen oder Papachen«, wie er spöttelte, und verfiel, indem er jeder Art von Gefühlsäußerung aus dem Wege ging, in das andere Extrem, die Kälte, durch die er oft die Menschen, die ihren Ursprung nicht kannten, bitter kränkte. Im Vorzimmer traf ich Papa, der mit kleinen, schnellen Schrittschritten seinem Wagen zueilte. Er trug seinen neuen, modernen Moskauer Gehrock und duftete nach Parfüm. Als er mich sah, nickte er mir lustig zu, als wollte er sagen: »Fein! nicht?« und wieder fiel mir der glückliche Ausdruck seiner Augen auf, den ich schon in der Frühe bemerkt hatte.

Der Salon war immer noch das helle, hohe Zimmer mit dem englischen Klavier und den großen offenen Fenstern, durch welche die grünen Bäume und die rötlichgelben Gartenwege lustig hereinschauten. Nachdem ich Mimi und Ljubotschka mit Küssen begrüßt hatte, trat ich auf Katjenka zu; da fiel mir plötzlich ein, daß es nicht mehr schicklich sei, ihr einen Kuß zu geben, und ich blieb stumm und errötend stehen. Katjenka streckte mir ohne alle Verlegenheit ihr weißes Händchen entgegen und gratulierte mir zum bestandenen Examen. Als Wolodja in den Salon kam, ging es ihm beim Wiedersehen mit Katjenka ebenso. Es war in der Tat schwer zu entscheiden, wie wir, die wir zusammen aufgewachsen waren und uns während dieser ganzen Zeit täglich gesehen hatten, uns jetzt nach der ersten Trennung gegenübertreten sollten. Katjenka errötete noch mehr als wir; Wolodja war nicht im mindesten verlegen, verbeugte sich leicht vor ihr und ging zu Ljubotschka, mit der er ein wenig plauderte, ohne etwas Ernsthaftes

zu sagen, und begab sich dann aus einen einsamen Spaziergang.

Meine Beschäftigungen.

In diesem Sommer trat ich den jungen Mädchen näher als in anderen Jahren, und die Ursache davon war meine plötzlich erwachte Liebe zur Musik. Im Frühling hatte uns ein Nachbar, ein junger Mann, seinen Besuch gemacht, und kaum hatte er den Salon betreten, als er immer wieder zum Klavier hinüberblickte und seinen Stuhl unmerklich näher heranzuschieben suchte, während er mit Mimi und Katjenka plauderte. Nachdem vom Wetter und den Annehmlichkeiten des Landlebens gesprochen worden war, lenkte er das Gespräch geschickt auf den Klavierstimmer, auf die Musik, auf das Klavier, und erklärte schließlich, daß er Klavier spiele; dann trug er sehr schnell drei Walzer vor, während Ljubotschka, Mimi und Katjenka um ihn herumstanden und ihm zuschauten. Dieser junge Mann war später nie wieder bei uns, aber mir hatte sein Spiel ebenso sehr gefallen wie

seine Haltung am Klavier, seine Art, das Haar zurückzuwerfen, und besonders die Gewandtheit, mit welcher er mit der linken Hand die Oktaven griff, indem er Daumen und kleinen Finger schnell über die Oktave breitete, sie langsam einander näherte und dann wieder schnell ausbreitete. Diese graziöse Handbewegung, die nachlässige Haltung, das Zurückwerfen der Haare und die Aufmerksamkeit, welche unsere Damen seinem Talente schenkten, brachten mich auf den Gedanken, Klavier zu spielen. Eine Folge dieses Gedankens war die Überzeugung, daß ich Talent und Liebe zur Musik habe, und ich begann zu lernen. Ich handelte in dieser Beziehung genau so wie Millionen von Klavierspielern männlichen und besonders weiblichen Geschlechts, ohne guten Lehrer, ohne wahren Beruf und ohne das geringste Verständnis für das, was die Kunst bieten kann und wie man sie betreiben muß, damit sie etwas biete. Für mich war die Musik oder richtiger das Klavierspiel ein Mittel, den jungen Mädchen durch mein tiefes Gefühl Bewunderung einzuflößen. Sobald ich mit

Katjenkas Hilfe die Noten erlernt und meine dicken Finger etwas gelenkig gemacht hatte – worauf ich übrigens fast zwei Monate hindurch einen solchen Eifer verwandte, daß ich sogar beim Mittagessen auf den Knien und abends auf dem Kopfkissen mit dem ungehorsamen Ringfinger hämmerte –, begann ich sofort Stücke zu spielen, und ich spielte sie selbstverständlich mit Gefühl, *avec âme*, was auch Katjenka zugab, aber ohne jede Spur von Takt.

Die Wahl der Stücke war die bekannte: Walzer, Galopp, Romanzen, Arrangements und dergleichen, von jenen reizenden Komponisten, von welchen jeder Mensch mit einem gesunden Geschmack einem im Notenladen aus einem Haufen schöner Sachen einen Stoß herausnimmt und sagt: »Das da darf man nicht spielen, denn etwas Schlechteres, Geschmack- und Sinnloseres ist noch nie und nirgends auf Notenpapier geschrieben worden,« – und die man, wahrscheinlich gerade deshalb, auf dem Klavier einer jeden russischen jungen

Dame vorfindet. Wir hatten zwar auch die unglückliche, für ewige Zeit von den jungen Damen verstümmelte *Sonate Pathétique* und die *Cis-moll-Sonate* von Beethoven, welche Ljubotschka zur Erinnerung an *maman* spielte, und noch andere schöne Sachen, welche ihr Moskauer Lehrer ihr aufgegeben hatte; aber es waren auch die Werke dieses Lehrers selbst da, die lächerlichsten Märsche und Galopps, die Ljubotschka ebenfalls spielte. Katjenka und ich hatten die ernstesten Sachen nicht gern, wir bevorzugten » *Le fou*« und die »Nachtigall«, welche Katjenka so spielte, daß man ihren Fingern kaum folgen konnte, und die auch ich schon ziemlich laut und fließend zu spielen begann. Ich hatte mir die Bewegungen des jungen Mannes angeeignet und bedauerte oft, daß kein Fremder da war, der sehen konnte, wie ich spielte. Bald aber zeigte es sich, daß ich Liszt und Kalkbrenner nicht gewachsen war, und ich sah die Unmöglichkeit ein, Katjenka einzuholen. Da ich mir einbildete, daß die klassische Musik leichter sei, und zum Teil auch, um origineller zu

erscheinen, erklärte ich plötzlich, daß ich die gelehrte deutsche Musik liebe; ich geriet in Entzücken, wenn Ljubotschka die Sonate Pathétique spielte, obgleich ich in Wirklichkeit dieser Sonate längst überdrüssig war, begann auch selbst Beethoven zu spielen und sprach dessen Namen mit langgedehntem e. Aber trotz all dieser Unklarheit und Verstellung steckte in mir, wie ich mich jetzt erinnere, doch eine Art von Talent, denn die Musik machte oft einen so starken Eindruck auf mich, daß mir die Tränen in die Augen traten, und Stücke, welche mir gefielen, konnte ich auch ohne Noten auf dem Klavier ungefähr herausfinden: wenn damals jemand mich gelehrt hätte, die Musik als Selbstzweck, als einen selbständigen Genuß zu betrachten und nicht nur als ein Mittel, um junge Damen durch schnelles und ausdrucksvolles Spiel in Bewunderung zu setzen, wäre ich vielleicht wirklich ein recht guter Musiker geworden.

Das Lesen französischer Romane, deren Wolodja eine Menge mitgebracht hatte, war

meine zweite Beschäftigung in diesem Sommer. Zu jener Zeit begannen die Monte Christo und die verschiedenen »Geheimnisse« grade erst zu erscheinen, und ich verschlang die Romane von Sue, Dumas und Paul de Kock; die allerunnatürlichsten Personen und Ereignisse waren für mich so lebendig wie die Wirklichkeit selbst; ich wagte nicht nur nicht, den Verfasser der Lüge zu verdächtigen, sondern der Verfasser war für mich überhaupt nicht vorhanden, und die lebenden, wirklichen Menschen und Ereignisse traten aus dem gedruckten Buch leibhaftig vor mich hin. Wenn ich auch nie Personen begegnete, welche denen ähnlich waren, von denen ich las, so zweifelte ich doch keinen Augenblick daran, daß ich ihnen begegnen werde.

Ich entdeckte in mir selbst alle die geschilderten Leidenschaften und eine Ähnlichkeit mit allen Charakteren, mit den Helden sowohl wie mit den Bösewichtern eines jeden Romanes, gleich wie ein Hypochonder in sich die Merkmale aller

möglichen Krankheiten entdeckt, wenn er ein medizinisches Buch liest. In diesen Romanen gefielen mir die schlaunen Gedanken, die feurigen Gefühle, die zauberhaften Geschehnisse und die ganzen Charaktere: war einer gut, so war er auch vollkommen gut; war einer schlecht, so war er in Grund und Boden schlecht, – geradeso, wie ich mir die Menschen in meiner frühesten Jugend vorgestellt hatte. Es gefiel mir auch außerordentlich, daß alles das französisch war und daß die edlen Worte, welche von den edlen Helden gesprochen wurden, mir im Gedächtnis blieben und bei Gelegenheit einer edlen Tat von mir angewandt werden konnten. Wie viele verschiedene französische Phrasen erdachte ich mit Hilfe der Romane für Kolpikow für den Fall, daß ich ihm je wieder begegnen sollte, und für »sie«, sobald ich sie finden und ihr meine Liebe gestehen würde! Ich bereitete mich darauf vor, ihnen Dinge zu sagen, daß sie sprachlos gewesen wären, wenn sie mich gehört hätten. Auf Grund der Romane entstanden in mir auch neue Ideale, sittliche

Vorzüge, die ich zu erreichen wünschte. Vor allem wollte ich in allen meinen Handlungen und bei allen Gelegenheiten » noble« sein (ich sage » noble« und nicht edel, weil das französische Wort eine andere Bedeutung hat; das haben die Deutschen begriffen, indem sie das Wort nobel angenommen haben, das sie nicht mit dem Begriffe ehrenhaft verwechseln), dann wollte ich leidenschaftlich sein und schließlich das, wozu ich auch schon vorher Neigung hatte: so *comme il faut* als nur möglich. Auch im Äußeren und in meinen Gewohnheiten bemühte ich mich, jenen Helden zu gleichen, die irgend einen von diesen Vorzügen besaßen. Ich erinnere mich, daß in einem von den Hunderten von Romanen, die ich in jenem Sommer las, ein sehr leidenschaftlicher Held mit dichten Augenbrauen vorkam, und ich wünschte so sehr, ihm äußerlich ähnlich zu werden (dem Charakter nach fühlte ich mich ihm vollkommen gleich), daß ich, als ich meine Augenbrauen vor dem Spiegel betrachtete, auf den Gedanken kam, sie leicht zu beschneiden, damit sie desto dichter

würden; aber als ich damit anfang, geschah es, daß ich an einer Stelle zu viel fortschnitt, – ich mußte das ausgleichen, und das Ende war, daß ich mich zu meinem Entsetzen im Spiegel ohne Augenbrauen und infolgedessen sehr häßlich erblickte. Ich tröstete mich jedoch mit der Hoffnung, daß mir bald dichte Augenbrauen wachsen würden, wie jenem leidenschaftlichen Manne, und machte mir nur darüber Gedanken, was ich den Meinigen sagen sollte, wenn sie mich ohne Augenbrauen sehen würden. Ich holte mir von Wolodja Schießpulver, rieb damit die Brauen ein und zündete es an. Obgleich das Pulver nicht aufflammte, so sah ich doch einem Verbrannten ähnlich genug, – niemand durchschaute meine List, und als ich längst den leidenschaftlichen Helden vergessen hatte, wuchsen meine Augenbrauen tatsächlich bedeutend dichter.

Jugend.

Trotz einer gewissen Begriffsverwirrung in meinem Kopf war ich in jenem Sommer jung, unschuldig, frei und somit beinahe glücklich.

Zuweilen, und zwar recht häufig, stand ich früh auf. (Ich schlief in freier Luft auf der Terrasse, und die hellen, schrägen Strahlen der Morgensonne weckten mich.) Ich zog mich schnell an, nahm ein Handtuch und einen französischen Roman unter den Arm und ging zum Fluß hinab, um im Schatten des Birkenwäldchens zu baden, das etwa eine halbe Werst vom Hause entfernt war. Dort warf ich mich im Schatten ins Gras und las, die Augen nur selten vom Buche losreißend, um einen Blick zu werfen auf die violett beschattete Wasserfläche, die sich im Morgenwinde kräuselte, auf das Feld gelblichen Roggens am andern Ufer, auf den hellroten Schein der Morgenstrahlen, der niedriger und niedriger

die weißen Stämme der Birken beleuchtete,
die, sich eine hinter der andern verbergend,
im fernen Waldesdickicht meinen Blicken
entschwanden; ich ergötzte mich an dem
Gefühl der gleichen frischen, jungen
Lebenskraft, welche die Natur ringsumher
atmete. Wenn am Himmel graue
Morgenwölkchen standen und ich nach dem
Bade fröstelte, wanderte ich oft ohne Weg
und Steg durch Felder und Wälder, und
fühlte mit Behagen, wie der frische Tau
durch die Stiefel drang und meine Füße
näßte. Dabei dachte ich lebhaft an die
Helden des zuletzt gelesenen Romanes, sah
mich bald als Feldherrn, bald als Minister,
dann wieder als außergewöhnlichen
Kraftmenschen oder als leidenschaftlichen
Mann, und mit einem gewissen Bangen
blickte ich fortwährend nach allen Seiten,
in der Hoffnung, irgendwo auf der
Waldwiese oder hinter einem Baum
plötzlich *sie* zu entdecken. Wenn ich auf
solchen Wanderungen Bauern und
Bäuerinnen bei der Arbeit traf, überkam
mich stets, obgleich das »einfache Volk«
für mich nicht existierte, eine unbewußte,

heftige Verwirrung, und ich bemühte mich, unbemerkt zu bleiben. – Wenn es schon heiß wurde, unsere Damen aber noch nicht zum Tee erschienen, ging ich oft in den Gemüse- oder Obstgarten, um die reifenden Früchte und Gemüse zu verzehren. Und diese Beschäftigung bildete für mich eines der Hauptvergnügungen. Da dringe ich denn manchmal bis in die Mitte des hohen, verwachsenen, dichten Himbeergesträuches im Obstgarten; über mir der helle, heiße Himmel, um mich herum das blaßgrüne, stechende Blattwerk der Himbeerstauden, unter die sich wildes Gesträuch und Unkraut mischt. Die dunkelgrüne Brennessel mit dem dünnen, blühenden Wipfel streckt sich schlank in die Höhe; der stachliche Distelstrauch reckt seine unnatürlich violetten, stechenden Blüten über die Himbeerbüsche und über meinen Kopf hinaus und reicht hier und da gleich den Nesseln bis zu den herabhängenden, blaßgrünen Zweigen der alten Apfelbäume, auf denen hoch oben glänzende, runde, noch grüne Äpfel in der Sonnenglut reifen. Unten schlängelt sich eine junge, fast

trockene, blattlose Himbeerstaude der Sonne entgegen, frische, spitze Grashalme und junge Klettenblätter, die zwischen dem vorigjährigen Laub hervordringen, grünen, vom Tau getränkt, saftig in beständigem Schatten, als ahnten sie nichts von dem hellen Sonnenglanz auf den Blättern des Apfelbaumes.

In diesem Dickicht ist es immer feucht, riecht es nach undurchdringlichem, immerwährendem Schatten, nach Spinngewebe, nach Fallobst, das halbverfault auf der feuchten Erde umherliegt, nach Himbeeren, zuweilen auch nach Blattwanzen, die ich unversehens mit einer Beere verschlucke, worauf ich schnell eine andere Beere esse. Indem ich weiter vordringe, schrecke ich Sperlinge auf, die in diesem Dickicht nisten, ich höre ihr geschäftiges Zwitschern und das Anschlagen der kleinen schnellen Flügel an die Zweige, ich höre immer am gleichen Ort das Summen einer dicken Biene, ich höre irgendwo auf den Gartenwegen die Schritte des Gärtners, des dummen Akim,

und sein ewiges Vorsichhinmurmeln. Ich denke mir: Nein! weder er noch sonst jemand auf der ganzen Welt kann mich hier finden! Mit beiden Händen, von rechts und von links, nehme ich die saftigen Beeren von den weißen, kegelförmigen Stengeln und verschlucke mit Genuß eine nach der andern. Die Füße sind mir bis übers Knie durch und durch naß, der Kopf ist voll von dem entsetzlichsten Unsinn (ich wiederhole zum Beispiel in Gedanken Tausende von Malen: zu-u-u zwa-a-an-zi-i-ig u-u-und zu-u-u sieben!), Arme und Beine sind durch die durchnäßten Kleider hindurch von Nesseln verbrannt; die senkrecht durch das Dickicht fallenden Sonnenstrahlen machen meinen Kopf glühen, ich habe längst keine Lust mehr, Beeren zu essen, sitze aber immer noch im Gebüsch, blicke um mich, horche, sinne, pflücke mechanisch die schönsten Beeren und verschlucke sie.

Gegen elf Uhr kam ich gewöhnlich in den Salon, meist nach dem Tee, wenn die Damen bereits bei ihren Arbeiten saßen. Beim ersten Fenster mit dem

herabgelassenen Rouleau aus ungebleichter Leinwand, durch dessen Spalten die helle Sonne auf alles, was ihr in den Weg kommt, leuchtende Feuerringe wirft, so daß die Augen schmerzen, wenn man hinschaut, – steht ein Stickrahmen, über dessen weißes Linnen die Fliegen langsam spazieren. An diesem Rahmen sitzt Mimi, wirft immer wieder ärgerlich den Kopf zurück und rückt von einem Platz zum andern, um vor der Sonne zu flüchten, die, plötzlich hervorbrechend, bald hier bald dort feurige Streifen auf Mimis Gesicht oder Hände wirft. Durch die drei anderen Fenster zeichnen sich mit dem Schatten der Rahmen die vollen, sonnigen Vierecke auf dem ungestrichenen Fußboden ab; auf einem davon liegt ihrer alten Gewohnheit gemäß Milka und schaut, die Ohren spitzend, den auf dem hellen Viereck hin- und herkriechenden Fliegen zu. Katjenka sitzt allein auf dem Divan, häkelt oder liest und schlägt dann und wann ungeduldig mit ihren weißen, im hellen Licht durchsichtig schimmernden Händchen um sich oder schüttelt stirnrunzelnd das Köpfchen, um

eine Fliege zu verjagen, die sich in das dichte Goldhaar verirrt hat. Ljubotschka geht, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab und wartet darauf, daß alle in den Garten gehen, oder sie spielt auf dem Klavier irgend ein Stück, von dem ich längst jeden Ton kenne. Ich suche mir einen beliebigen Platz, höre der Musik oder dem Vorlesen zu und warte auf den Augenblick, wo ich selbst mich ans Klavier setzen kann. – Nachmittags erweise ich den Mädchen manchmal die Ehre, mit ihnen spazieren zu reiten (zu Fuß zu gehen halte ich für unvereinbar mit meinen Jahren und meiner Stellung in der Welt), und diese Spazierritte, bei denen ich sie über ungewöhnliche Wege und durch Schluchten führe, pflegen sehr angenehm zu sein. Wir erleben manchmal Abenteuer, bei denen ich mich als tapfrer Bursche zeigen kann, die Damen loben meine Art zu reiten und meine Kühnheit und betrachten mich als ihren Beschützer. Am Abend, wenn keine Gäste da sind, nach dem Tee, den wir in der schattigen Galerie nehmen, und nach einem Rundgang durch die Wirtschaft mit Papa,

nehme ich meinen alten Platz im
Voltäresessel ein, höre dem Klavierspiel der
Mädchen zu, lese und träume dabei wie in
früheren Tagen. Zuweilen, wenn ich im
Salon allein geblieben bin, während
Ljubotschka irgend eine alte Melodie spielt,
lasse ich unwillkürlich das Buch sinken,
starre durch die offene Balkontür in die
wirren, hängenden Zweige der hohen
Birken, auf denen schon der Abendschatten
ruht, und in den klaren Himmel, an
welchem, wenn man unverwandt hinblickt,
gelbliche Staubflecken plötzlich auftauchen
und wieder verschwinden, und lausche auf
die aus dem Saal herübertönende Musik,
auf das Knarren der Pforte, die Stimmen
der Weiber und der heimkehrenden Herden
im Dorf, und plötzlich kommt mir lebhaft
die Erinnerung an Natalia Ssawischna, an
maman, an Karl Iwanowitsch, und Wehmut
ergreift mich. Aber meine Seele ist jetzt so
voller Leben und Hoffnung, daß die
Erinnerung mich nur mit leisem Flügel
streift und weiterschwebt.

Nach dem Abendessen und einem jeweiligen nächtlichen Spaziergange mit irgend jemand durch den Garten – allein fürchtete ich mich durch die dunklen Alleen zu gehen – legte ich mich in der Galerie auf dem Fußboden schlafen, was mir trotz der Millionen von Nachtmücken, die mich ganz zerstachen, großes Vergnügen bereitete. Bei Vollmond verbrachte ich oft die ganzen Nächte aus meiner Matratze sitzend, Licht und Schatten beobachtend, der Stille und den einzelnen Nachttönen lauschend, allerlei Träume spinnend, besonders Träume von poesievollem, leidenschaftlichem Glück, das mir damals als das höchste Gut des Lebens erschien und das ich zu meinem Schmerz bisher nur in der Einbildung kannte. Sobald alle sich zurückgezogen hatten und das Licht aus dem Salon in die oberen Zimmer gewandert war, aus denen nun der Klang weiblicher Stimmen und das Geräusch des Schließens und Öffnens der Fenster drangen, pflegte ich mich in die Galerie zu begeben und in ihr auf- und niederzuschreiten, gierig auf

jeden Laut des einschlummernden Hauses
horchend.

Das Licht verlöscht in den oberen Fenstern,
der Klang der Schritte und Stimmen weicht
Schnarchtönen, der Nachtwächter klappert
mit seinem Klapperholz, der Garten wird
düsterer und doch auch heller, sobald die
aus den Fenstern fallenden rötlichen
Lichtstreifen verschwinden und das letzte
Licht aus dem Speisezimmer in den Flur
wandert, von wo es einen Lichtstreifen in
den taufeuchten Garten wirft; ich erblicke
durchs Fenster die gebückte Gestalt Fokas,
der in einer Jacke, mit dem Licht in der
Hand, auf sein Bett zuschreitet. Oft fand ich
Vergnügen daran, mich im dunklen
Schatten des Hauses über das feuchte Gras
bis unter das Flurfenster zu schleichen und
mit verhaltenem Atem dem Schnarchen des
Burschen, dem Hüsteln Fokas, der sich
unbeobachtet wähnte, und dem Klang
seiner altersmüden Stimme zu lauschen,
während er lange, lange Gebete hersagte.
Endlich erlosch auch sein Licht als das
letzte im Hause, ich war ganz einsam und

rannte, mich scheu nach allen Seiten umblickend, ob nicht irgendwo hinter einem Blumenbeet oder hinter meinem Lager eine weiße Gestalt auftauche, im Trabe zur Galerie zurück. Dann warf ich mich auf meine Matratze, das Gesicht dem Garten zugewandt, schützte mich mit der Decke so gut es ging vor den Mücken und Fledermäusen, blickte in den Garten hinaus, horchte auf die Laute der Nacht und träumte von Liebe und Glück.

Dann erhielt alles für mich eine andere Bedeutung: die alten Birken, die von einer Seite auf dem mondhellen Himmel mit ihren wirren Zweigen glänzten, während sie auf der andern Sträucher und Wege mit ihren schwarzen Schatten bedeckten; der ruhige, prächtige, gleichmäßig werdende Glanz des Weihers, der Mondschimmer in den Tautropfen der Blumen vor der Galerie, die ihre graziösen Schatten quer über die grauen Rabatten warfen, der Wachtelschlag jenseits des Teiches und die Stimme eines Wanderers von der Landstraße her, das leise, kaum hörbare Knarren zweier alter

Birken, die aneinander stießen, das Summen der Mücke an meinem Ohr unter der Decke, das Herabfallen eines Apfels auf das dürre Laub, die Sprünge der Frösche, die oft bis an die Stufen der Terrasse herangehüpft kamen und deren grünliche Rücken so geheimnisvoll im Mondlichte schimmerten, – all das bekam für mich eine seltsame Bedeutung, die Bedeutung einer überwältigenden Schönheit und eines grenzenlosen Glückes. Und ich träumte von einer wunderschönen, schwarzhaarigen, stets traurigen »Sie«, die mich liebte und bereit war, ihr Leben für mich hinzugeben. – Aber der Mond stieg höher und höher am Himmel hinauf und leuchtete heller und heller, der prächtige, gleichmäßig wie ein Ton anschwellende Glanz des Weihers wurde stärker und stärker, der Schatten dunkler und dunkler, das Licht immer durchsichtiger, und während ich das alles sah und beobachtete, sprach etwas in mir, daß »sie« noch lange nicht das eigentliche Glück, daß die Liebe zu ihr noch lange nicht das wahre Heil sei; und je länger ich den vollen, hochstehenden Mond anblickte,

desto erhabener erschienen mir das
eigentliche Glück und das wahre Heil,
erhabener, reiner und näher zu ihm, dem
Urquell alles Schönen und Guten, und
Tränen einer seltsamen, unbefriedigenden,
aber aufregenden Freude traten mir in die
Augen.

Unsere Nachbarn.

Gleich am ersten Tage nach unsrer Ankunft hatte ich mich sehr darüber gewundert, daß Papa unsere Nachbarn, die Epifanows, prächtige Menschen genannt hatte, und noch mehr wunderte es mich, daß er sie besuchte. Zwischen den Epifanows und uns bestand seit alten Zeiten ein Streit um ein Stück Land. Als ich noch Kind war, hatte ich mehr als einmal gehört, wie Papa sich über diese Angelegenheit ärgerte, auf die Epifanows schalt, verschiedene Leute zu sich berief, um – wie ich meinte – sich gegen sie zu verteidigen: ich hatte gehört, wie Jakob sie unsere Feinde und »schwarze Menschen« nannte, und ich erinnere mich, daß Mama gebeten hatte, daß man in ihrem Hause und in ihrer Gegenwart diese Menschen gar nicht erwähnen solle.

So hatte ich mir in der Kindheit eine so bestimmte und klare Vorstellung davon gebildet, daß die Epifanows unsere

»Feinde« seien, die bereit wären, nicht nur Papa abzuschlachten oder zu erwürgen, sondern auch seinen Sohn, falls sie ihn erwischten, und daß sie in buchstäblichem Sinne »schwarze Menschen« seien, daß ich, als ich in Mamas Todesjahr Awdotja Wassiljewna Epifanow sah, la belle Flamande, die meine Mutter pflegte, kaum glauben konnte, daß sie der Familie der schwarzen Menschen entstamme. Trotz allem behielt ich eine sehr geringe Meinung von dieser Familie. Obgleich wir in diesem Sommer oft beisammen waren, blieb ich seltsam eingenommen gegen die ganze Familie; sie bestand aus der Mutter, einer fünfzigjährigen, noch frischen und lustigen Witwe, der schönen Tochter Awdotja Wassiljewna und dem stotternden Sohne Peter Wassiljewitsch, einem unverheirateten Leutnant a. D. von sehr ernstem Charakter.

Frau Anna Dmitrijewna Epifanow lebte zeitweise in Petersburg, wo sie Verwandte hatte, meistens aber auf ihrem Gute Mytischtschi, das drei Werst von uns entfernt war. Das Gut war nicht groß und

zählte nur etwas mehr als hundert Seelen; Anna Dmitrijewna aber hatte in früheren Zeiten sehr viel Geld verschwendet, so daß vor zehn Jahren, als der Besitz über und über verschuldet war, der zwangsweise Verkauf unvermeidlich schien. In dieser peinlichen Lage schrieb Anna Dmitrijewna – in der Meinung, die Beschlagnahme ihres Vermögens, der Besuch von Gerichtspersonen und ähnliche Unannehmlichkeiten hätten ihren Grund weniger in dem Nichtzahlen der Zinsen als darin, daß sie eine Frau sei, – an ihren Sohn im Regiment, er möge nach Hause kommen, um seine Mutter zu retten. Obgleich Peter Wassiljewitsch beim Militär so gute Aussichten hatte, daß er hoffen konnte, bald sein eigenes Brot zu verdienen, ließ er alles im Stich, nahm seinen Abschied und kehrte als gehorsamer Sohn, der es für seine erste Pflicht hielt, die Mutter in ihren alten Tagen zu trösten (wie er ihr vollkommen offenherzig schrieb), auf das Gut zurück.

Peter Wassiljewitsch war trotz seines unschönen Gesichtes, seiner Plumpheit und seines Stotterns ein Mann mit sehr festen Grundsätzen und ungewöhnlich praktischem Verstande. Es gelang ihm, durch kleine Anleihen, Geldumsätze, Bitten und Versprechungen das Gut zu erhalten. Er wurde Landwirt, zog des Vaters Pelzrock an, der in der Rumpelkammer aufbewahrt worden war, schaffte Equipagen und Pferde ab, hielt sich alle Besuche fern, ließ gerodetes Land bearbeiten, verstärkte den Frondienst, verminderte das Bauernland, holzte seine Wälder aus, verkaufte günstig den Hain und brachte so seine Verhältnisse in Ordnung. Er hatte sich das Wort gegeben und hielt es auch, ehe nicht alle Schulden getilgt sein würden, keine anderen Kleider zu tragen als den Rock des Vaters und einen Paletot aus Segeltuch, den er sich selbst genäht hatte, und nie anders zu fahren als im Bauernwagen und mit Bauernpferden. Diese stoische Lebensweise suchte er der ganzen Familie beizubringen, soweit ihm das seine geradezu sklavische Ergebenheit gegen die Mutter, zu der er sich verpflichtet

fühlte, gestattete. Im Salon war er der Sklave der Mutter, erfüllte stotternd alle ihre Wünsche, schalt die Leute, wenn sie nicht taten, was Anna Dmitrijewna befahl, in seinem Arbeitszimmer aber und im Wirtschaftsbureau forderte er streng Rechenschaft, wenn ohne seinen Befehl eine Ente für den Mittagstisch geschlachtet oder auf Anna Dmitrijewnas Geheiß ein Bauer zur Nachbarin geschickt worden war, um sich nach deren Befinden zu erkundigen, oder wenn man ein paar Bauernmädchen statt in den Gemüsegarten zum Jäten, in den Wald nach Himbeeren geschickt hatte.

Nach etwa vier Jahren waren alle Schulden abgezahlt und Peter Wassiljewitsch fuhr nach Moskau und kam von dort in einem neuen Anzuge und in einem neuen Wagen zurück. Aber trotz dieser günstigen Wendung der Dinge blieb er bei seinen stoischen Neigungen, mit denen er, wie es schien, sich vor den Seinen und vor Fremden mürrisch brüstete, und sagte oftmals stotternd: »Wer wirklich das

Verlangen hat, mich zu sehen, der wird mich auch im Schafpelz gern sehen, und der wird auch meinen Brei und meine Sauerkrautsuppe gern essen; denn ich esse sie,« fügte er hinzu. In jedem seiner Worte und Bewegungen drückte sich der Stolz aus, der dem Bewußtsein entsprang, daß er sich für die Mutter geopfert und das Gut gerettet hatte, und die Geringschätzung für andere, die nichts Ähnliches geleistet hatten.

Mutter und Tochter waren ganz anderen Charakters und auch voneinander sehr verschieden. Die Mutter war eine der angenehmsten, stets gleichmäßig gutmütigen, in Gesellschaft heiteren Frauen. Alles Liebe und Lustige machte ihr aufrichtige Freude. Sie besaß auch im höchsten Grade die Fähigkeit, sich am Anblick fröhlicher Jugend zu ergötzen, – ein Zug, der sich nur bei den gutmütigsten alten Leuten findet. Ihre Tochter Awdotja Wassiljewna dagegen besaß einen ernsten Charakter oder vielmehr jenes besondere, gleichgültig zerstreute und ohne jeden

Grund hochmütige Wesen, das sehr schönen Mädchen eigen zu sein pflegt. Wenn sie versuchte, heiter zu sein, so nahm ihre Heiterkeit eine seltsame Form an: bald schien sie über sich selbst zu lachen, bald über den, mit dem sie sprach, bald über die ganze Welt, was sie gewiß gar nicht beabsichtigte. Oft war ich erstaunt und fragte mich, was sie wohl damit sagen wollte, wenn sie Phrasen machte, wie: »Ja, ich bin ungeheuer schön; natürlich, alle sind in mich verliebt!« usw. Anna Dmitrijewna war immer beschäftigt, fand großes Gefallen an der Einrichtung ihres Häuschens und Gärtchens, an Blumen, Kanarienvögeln und hübschen Säckelchen. Ihr Zimmer und ihr Gärtchen waren klein und ärmlich, aber alles darin war so ordentlich und sauber, alles trug den allgemeinen Charakter jener leichten Fröhlichkeit, den ein hübscher Walzer oder ein Polka ausdrückt, daß die Bezeichnung »Spielzeug«, welche die Gäste oft als Lob gebrauchen, zu dem Gärtchen und den Stübchen Anna Dmitrijewnas vortrefflich paßte. Und Anna Dmitrijewna selbst war

wie ein Spielzeug: klein, zierlich, mit frischer Gesichtsfarbe, mit hübschen, kleinen Händen, stets heiter und stets kleidsam angezogen. Nur die etwas zu stark hervortretenden dunkelvioletten Äderchen auf den kleinen Händchen störten ein wenig den allgemeinen Eindruck. Awdotja Wassiljewna dagegen tat fast nie etwas und beschäftigte sich nicht nur nicht gern mit irgend welchen Säckelchen oder Blümlein, sondern kümmerte sich auch viel zu wenig um ihre eigene Person und lief immer erst fort, sich anzukleiden, wenn Gäste kamen. Wenn sie dann aber in hübscher Toilette ins Zimmer zurückkehrte, sah sie ungewöhnlich schön aus, trotz des allen schönen Gesichtern eigenen kalten und einförmigen Ausdrucks der Augen und des Lächelns. Ihr streng regelmäßiges, schönes Antlitz und ihre schlanke Gestalt schienen beständig zu sagen: »Bitte, sehen Sie mich nur an!«

Doch trotz des lebhaften Charakters der Mutter und der gleichgültig zerstreuten Art der Tochter sagte einem doch ein gewisses

Etwas, daß die erstere niemals, weder in früheren Jahren noch jetzt, irgend etwas anderes geliebt hatte als Hübsches und Lustiges, und daß Awdotja Wassiljewna dagegen eine jener Naturen war, die – wenn sie erst einmal lieben – dem geliebten Menschen ihr ganzes Leben opfern.

Die Heirat unseres Vaters.

Unser Vater war achtundvierzig Jahre alt, als er sich zum zweiten Male vermählte, und zwar mit Awdotja Wassiljewna Epifanow.

Ljubotschka erzählte mir, daß sie, solange Wolodja und ich noch nicht auf dem Lande waren, jeden Tag mit den Epifanows beisammen gewesen seien, und daß es ungemein lustig gewesen sei. Papa hatte mit seiner Fähigkeit, alles originell, amüsan, einfach und zugleich schön zu arrangieren, Jagden, Fischzüge und Feuerwerke veranstaltet, woran die Epifanows immer teilgenommen hatten. Und es wäre noch lustiger gewesen, sagte Ljubotschka, wenn dieser unausstehliche Peter Wassiljewitsch, der immer schmolte, stotterte und alles störte, nicht dabei gewesen wäre.

Seit wir gekommen waren, hatten die Epifanows uns nur zweimal besucht, und wir waren einmal bei ihnen gewesen. Nach dem Peter-Paulstage aber, Papas Namenstage, an welchem sie und eine Menge anderer Gäste bei uns waren, hörten unsere Beziehungen zu den Epifanows, ich weiß nicht warum, fast gänzlich auf, und nur Papa allein besuchte sie auch weiterhin.

In der kurzen Zeit, während welcher ich Papa mit Dunitschka, wie meine Mutter sie genannt hatte, beisammen sah, konnte ich folgendes beobachten: Papa war beständig in der glücklichen Gemütsstimmung, die mir am Tage unsrer Ankunft an ihm aufgefallen war. Er war so heiter, jung, glücklich und voller Leben, daß die Strahlen seines Glückes auf seine ganze Umgebung fielen und ihr unwillkürlich dieselbe Stimmung mitteilten. Wenn Awdotja Wassiljewna im Zimmer war, wich er nicht von ihrer Seite und sagte ihr so süßliche Schmeicheleien, daß ich mich für ihn schämte, oder er blickte sie stumm und bewundernd an oder er flüsterte ihr wohl

auch lächelnd etwas zu, doch all das geschah eigentlich wie im Scherz, in der ihm auch in den ernstesten Dingen eigenen Art.

Awdotja Wassiljewna schien sich von Papa den Ausdruck des Glückes angeeignet zu haben, der damals fast immer in ihren großen blauen Augen leuchtete, ausgenommen in den Augenblicken, in denen sie plötzlich von einer solchen Schüchternheit überfallen wurde, daß sie mir, der ich dies Gefühl kannte, leid tat und es mir Schmerz bereitete, sie anzusehen. In solchen Momenten scheute sie sichtlich jeden Blick, jede Bewegung; es war ihr, als sähen alle sie an, als dächten alle nur an sie und als fände man alles an ihr eigentümlich. Erschreckt schaute sie sich um, ihr Gesicht wurde bald rot bald blaß, und sie begann laut und keck zu sprechen, meist dummes Zeug, und weil sie das empfand, daß alle, auch mein Papa, sie hörten, errötete sie noch mehr. Aber Papa pflegte in solchen Fällen ihre Torheiten gar nicht zu bemerken und blickte sie immer gleich entzückt mit

fröhlichen Augen an. Ich hatte bemerkt, daß diese Anfälle von Schüchternheit, die Awdotja Wassiljewna wohl auch ohne jeden Grund überfielen, sich oftmals grade dann einstellten, wenn in Papas Gegenwart von einer jungen und hübschen Frau gesprochen wurde. Der häufige Wechsel von Nachdenklichkeit und seltsamer, unbeholfener Heiterkeit, von der ich schon gesprochen habe, das Wiederholen von Lieblingsworten und Redewendungen meines Vaters, die Fortsetzung von Gesprächen, die sie mit Papa begonnen hatte, alles dieses hätte mir – wenn die handelnde Person nicht mein Vater und ich selbst etwas älter gewesen wäre – Papas Beziehungen zu Awdotja Wassiljewna verraten müssen, aber ich ahnte damals noch nichts, auch dann noch nicht, als Papa in meiner Gegenwart einen Brief von Peter Wassiljewitsch erhielt, über den er sich sehr ärgerte und nach dessen Empfang er seine Besuche bei den Epifanows bis Ende August einstellte.

Ende August nahm Papa seine Fahrten aufs Nachbargut wieder auf, und einen Tag vor unserer (meiner und Wolodjas) Abreise nach Moskau teilte er uns mit, daß er Awdotja Wassiljewna Epifanow heiraten werde.

Wie wir diese Mitteilung aufnehmen.

Einen Tag vor dieser offiziellen Mitteilung wußten alle im Hause bereits davon und urteilten verschieden darüber. Mimi saß den ganzen Tag weinend in ihrem Zimmer. Katjenka blieb bei ihr und erschien nur zu Mittag, und zwar mit einem gewissen beleidigten Gesichtsausdruck, den sie offenbar ihrer Mutter abgesehen hatte; Ljubotschka dagegen war sehr heiter und sagte beim Mittagessen, sie wisse ein herrliches Geheimnis, das sie jedoch niemand verraten werde.

»An deinem Geheimnis ist nichts Herrliches,« sagte Wolodja, der ihre Freude nicht teilte, »wenn du über eine Sache ernsthaft nachdenken könntest, würdest du begreifen, daß es im Gegenteil sehr schlimm ist.«

Ljubotschka sah ihn verwundert und aufmerksam an und verstummte.

Nach dem Essen wollte Wolodja mich bei der Hand nehmen, fürchtete aber wohl, daß das einer Zärtlichkeit ähnlich sehen könnte, stieß mich nur mit dem Ellbogen an und machte mir ein Zeichen mit dem Kopfe, in den Saal zu kommen.

»Du weißt, von welchem Geheimnis Ljubotschka sprach?« sagte er, sobald er sich überzeugt hatte, daß wir allein waren.

Wolodja und ich sprachen selten unter vier Augen von ernsthaften Dingen, so daß wir, wenn es einmal vorkam, beide eine gewisse Verlegenheit empfanden und in unsern Augen »die Männlein tanzten«, wie Wolodja zu sagen pflegte; aber diesmal blickte er in Erwiderung der Verlegenheit, die sich in meinen Augen verriet, mir fest und ernst ins Auge, als wollte er sagen: »Es ist kein Grund zur Verlegenheit; wir sind doch Brüder und müssen über eine wichtige

Familienangelegenheit beraten.« Ich verstand ihn und er sprach weiter:

»Papa heiratet die Epifanow, du weißt?«

Ich nickte, denn ich hatte schon davon gehört.

»Das ist sehr schlimm,« fuhr Wolodja fort.

»Warum das?«

»Warum?« antwortete er ärgerlich, »es ist wohl sehr angenehm, einen solchen Onkel Stotterer zu bekommen, und diese ganze Verwandtschaft! Und sie selbst scheint auch nur jetzt so gut und nett, aber wer weiß, wie sie später wird. Uns kann's freilich gleich sein, Ljubotschka aber muß nun bald in die Gesellschaft eingeführt werden. Mit einer solchen *belle-mère* ist das nicht sehr angenehm; sie spricht ja sogar schlecht französisch, und was für ein Benehmen kann sie ihr beibringen? Ein Marktweib, nichts anderes! Vielleicht eine gute Person,

aber doch ein Marktweib!« schloß Wolodja, sichtlich befriedigt von seinem Einfall.

So seltsam es mich berührte, daß Wolodja Papas Wahl so ruhig kritisierte, schien es mir doch, daß er recht habe.

»Warum heiratet Papa denn?« fragte ich.

»Weiß Gott, das ist eine dunkle Geschichte; ich weiß nur, daß Peter Wassiljewitsch ihm zu der Heirat zugeredet, ihn gedrängt hat, daß Papa zuerst nicht wollte, bis ihn eine Laune, so eine ritterliche Anwandlung überkam. Ich habe erst jetzt angefangen, unsern Vater zu begreifen,« fuhr Wolodja fort (daß er »Vater« sagte und nicht »Papa«, tat mir sehr weh), »er ist ein prächtiger Mensch, gut und klug, aber so leichtsinnig und flatterhaft! Zum Erstaunen!«

In diesem Augenblick trat Ljubotschka zu uns herein. »Ihr wißt also?« fragte sie mit frohem Gesichte.

»Ja,« antwortete Wolodja, »ich wundere mich nur, Ljubotschka: du bist doch kein Wickelkind mehr, wie kannst du dich so darüber freuen, daß Papa irgendeine lumpige Person heiratet?«

Ljubotschka wurde plötzlich ernst und dachte nach.

»Wolodja! Wieso eine lumpige Person? Wie kannst du's wagen, so von Awdotja Wassiljewna zu sprechen? Wenn Papa sie heiratet, ist sie wohl keine lumpige Person.«

»Ja, ja, keine lumpige Person, das sagte ich nur so, aber dennoch –«

»Hier gibt's kein dennoch!« unterbrach ihn Ljubotschka hitzig; »ich hab' auch nie gesagt, daß das Fräulein, in welches du verliebt bist, eine lumpige Person sei; wie kannst du so von Papa und von einer vortrefflichen Frau sprechen? Wenn du auch mein älterer Bruder bist, so sprich

nicht so zu mir, du darfst so nicht sprechen!«

»Ja warum sollte man nicht urteilen dürfen über –«

»Man darf nicht urteilen!« unterbrach ihn Ljubotschka zum zweitenmal: »über einen Vater wie den unsrigen darf man nicht urteilen. Mimi kann es tun, aber nicht du, der älteste Bruder!«

»Nein, du verstehst noch immer nichts,« sagte Wolodja verächtlich; »begreife doch! Ist's vielleicht schön, daß irgend eine Dunitschka Epifanow an Stelle deiner seligen Mama treten wird?«

Ljubotschka schwieg einen Augenblick, und plötzlich traten ihr Tränen in die Augen.

»Ich wußte, daß du hochmütig bist, aber ich hätte nie gedacht, daß du so schlecht sein kannst,« sagte sie und ging hinaus.

»Kuchen!« sagte Wolodja, indem er ein komisch-ernstes Gesicht und trübe Augen machte; »da hat man's, sprich mit ihnen!« fügte er hinzu, als machte er sich Vorwürfe, daß er sich herabgelassen, mit Ljubotschka ein Gespräch zu führen.

Am nächsten Tage war schlechtes Wetter, und weder Papa noch die Damen waren zum Tee erschienen, als ich in den Salon trat. In der Nacht war kalter Herbstregen gefallen, am Himmel zogen noch die Reste der Wetterwolke hin, durch welche die bereits recht hoch stehende, durch einen Lichtkreis kenntliche Sonne nur trübe durchschimmerte. Es war windig, feucht und kalt. Die Tür zum Garten stand offen; auf dem von Feuchtigkeit schwarzen Fußboden der Terrasse trockneten die Pfützen des Nachtregens. Der Wind suchte die geöffnete Tür von dem eisernen Stützhaken loszureißen; die Gartenwege waren feucht und schmutzig; die alten Birken mit den entblätterten weißen Ästen, die Sträucher und Gräser, die Nesseln, die Johannisbeer- und Holunderbüsche, deren

Blätter die weiße Seite nach oben kehrten, wurden hin- und hergepeitscht, und schienen sich von ihren Wurzeln losreißen zu wollen; aus der Lindenallee kamen, sich drehend und einander überholend, gelbe, runde Blätter geflogen und legten sich durchnäßt auf den feuchten Weg und auf das feuchte, dunkelgrüne Herbstgras der Wiese. Meine Gedanken beschäftigten sich mit der bevorstehenden Heirat unseres Vaters, von Wolodjas Standpunkt aus betrachtet. Unsere Zukunft sowie die Zukunft meiner Schwester und meines Vaters erschien mir nicht in günstigem Lichte. Mich empörte der Gedanke, daß eine fremde, gleichgültige und vor allem *junge* Frau, die gar kein Recht dazu besaß, plötzlich in mancher Hinsicht an die Stelle – ja, an wessen Stelle treten sollte? Ein gewöhnliches, junges Fräulein – und sollte an die Stelle unserer seligen Mama treten! Ich war traurig, und der Vater erschien mir immer mehr und mehr schuldig. In diesem Augenblick hörte ich ihn in der Offiziantenstube mit Wolodja sprechen. Ich wollte ihn jetzt nicht sehen und entfernte

mich von der Tür, aber Ljubotschka holte mich ein und sagte, daß Papa mich rufen lasse.

Er stand im Salon, mit der Hand aufs Klavier gestützt, und blickte mir ungeduldig und zugleich feierlich entgegen. Sein Gesicht trug nicht mehr den Ausdruck von Jugend und Glück, den ich die ganze Zeit über an ihm beobachtet hatte. Er war traurig. Wolodja ging, die Pfeife in der Hand, im Zimmer auf und ab. Ich trat an den Vater heran und wünschte ihm einen guten Morgen.

»Nun, meine Freunde,« sagte Papa entschlossen und in dem besonderen, schnellen Ton, in dem man unangenehme Dinge sagt, über die zu beraten bereits zu spät ist; »ich denke, ihr wißt schon, daß ich Awdotja Wassiljewna heirate.« Er schwieg einen Augenblick. »Ich wollte nach dem Tode eurer maman nicht wieder heiraten, aber –« er schwieg wieder einen Moment, »aber – es scheint Bestimmung zu sein. Dunitschka ist ein gutes, liebes Mädchen

und nicht mehr ganz jung; ich hoffe, ihr werdet sie lieb gewinnen, Kinder, denn sie liebt euch schon von Herzen, sie ist so gut. Für euch,« sagte er, sich zu mir und Wolodja wendend und sehr schnell sprechend, als wollte er uns daran hindern, ihn zu unterbrechen, »für euch ist's Zeit, abzureisen, ich aber werde bis Neujahr hier bleiben und dann mit —« er stockte wieder, »mit meiner Frau und Ljubotschka nach Moskau kommen.« Mir tat es weh, unsern Vater so zu sehen: fast schüchtern und als fühlte er sich vor uns schuldig; ich trat näher an ihn heran, Wolodja aber ging mit gesenktem Kopf und immer noch rauchend im Zimmer auf und nieder.

»Da seht ihr, meine Freunde, was eurem Alten in den Sinn gekommen ist!« schloß Papa errötend, hüstelte und reichte Wolodja und mir die Hand. In seinen Augen standen Tränen, als er das sagte, und die Hand, die er Wolodja, welcher grade am andern Ende des Zimmers war, entgegenstreckte, zitterte ein wenig, wie ich bemerkte. Der Anblick dieser zitternden Hand tat mir weh, und mir

schoß der sonderbare Gedanke durch den Kopf, daß Papa im Jahre 1812 gedient hatte und, wie bekannt, ein tapferer Offizier gewesen war. Ich hielt seine große, sehnige Hand fest und küßte sie. Er drückte die meine kräftig, schluchzte plötzlich auf, faßte mit beiden Händen Ljubotschkas dunkles Köpfchen und küßte sie auf die Augen. Wolodja stellte sich, als wäre ihm die Pfeife entfallen, bückte sich, rieb sich die Augen mit der Faust und ging vorsichtig, damit man ihn nicht bemerke, aus dem Zimmer.

Die Universität.

Die Hochzeit sollte nach zwei Wochen stattfinden, aber unsere Vorlesungen begannen, und Wolodja und ich reisten daher anfangs September nach Moskau ab. Nechljudows kehrten ebenfalls vom Lande zurück. Dmitrij (mit dem wir beim Abschied das Versprechen gewechselt hatten, einander regelmäßig zu schreiben, natürlich ohne es auch nur ein einziges Mal getan zu haben) kam sogleich zu mir, und wir beschlossen, daß er mich am nächsten Tage in die Universität einführen sollte.

Es war ein heller, sonniger Tag.

Sobald ich den Hörsaal betrat, fühlte ich, wie meine Persönlichkeit in dieser Menge junger, fröhlicher Gesichter verschwand, in dieser Menge, die im hellen Sonnenlichte, das durch die großen Fenster fiel, lärmend durch alle Türen hereinströmte und in den Korridoren wogte. Das Bewußtsein, ein

Glied dieser ungeheuren Gemeinschaft zu sein, war sehr angenehm. Aber unter all diesen Gesichtern waren nur wenige, die mir bekannt waren, und selbst bei diesen beschränkte sich die Bekanntschaft auf ein Kopfnicken und auf die Worte: »Guten Tag, Irtenjew!« Rings um mich her aber drückte man einander die Hand, stieß man sich mit den Ellenbogen an; Worte der Freundschaft, Gelächter, Scherze schwirrten von allen Seiten durch die Luft. Überall machte sich das Band bemerkbar, das diese ganze junge Schar vereinigte, und ich fühlte mit Schmerz, daß dieses Band mich nicht mit einschloß. Aber das war nur ein momentaner Eindruck, der im Verein mit dem Ärger, den er hervorrief, nur bewirkte, daß ich bald fand, es sei sehr gut, nicht zu dieser ganzen Gesellschaft zu gehören, und ich müsse einen eigenen Kreis von anständigen Leuten um mich haben; ich setzte mich daher auf die dritte Bank, auf welcher Graf B., Baron S., Fürst R., Iwin und noch ein paar Herren derselben Art saßen, von denen ich Iwin und den Grafen B. persönlich kannte. Aber auch diese

Herren behandelten mich so, daß ich fühlte, ich gehöre nicht ganz zu ihrer Gesellschaft. Ich begann alles zu beobachten, was um mich her vorging. Ssemjonow mit seinem zerzausten grauen Haar und den weißen Zähnen saß in aufgeknöpftem Rock, die Arme aufgestützt, nicht weit von mir und nagte an seiner Feder. Der Gymnasiast, der die Prüfung als Erster bestanden hatte, saß in der ersten Bank; er trug immer noch eine schwarze Binde um die Wange und spielte mit dem silbernen Schlüsselchen seiner Uhr auf der Atlasweste. Ikonin, der trotz allem auch die Universität bezogen hatte, saß in blauen Beinkleidern mit einem Vorstoß, der den ganzen Stiefel bedeckte, auf der obersten Bank, lachte laut und schrie, er sitze auf dem Parnaß. Ilinka, der mich zu meiner Verwunderung nicht nur kühl, sondern sogar geringschätzig begrüßt hatte, als wollte er mich daran erinnern, daß wir hier alle gleich seien, saß vor mir, streckte seine mageren Beine ungeniert auf die Bank (wie es mir schien, mir zum Trotz), unterhielt sich mit einem anderen Studenten und blickte nur selten zu mir herüber.

Neben mir sprach Iwins Gesellschaft französisch. Diese Herren erschienen mir entsetzlich dumm. Jedes Wort, das ich von ihrem Gespräch auffing, erschien mir nicht nur sinnlos, sondern auch falsch, einfach gar nicht französisch (*ce n'est pas français*, sagte ich in Gedanken zu mir selbst), die Posen, Reden und Gebärden Ssemjonows, Ilinkas und der andern dagegen erschienen mir unvornehm, unziemlich, nicht *comme il faut*.

Ich gehörte keiner Kameraderie an, und da ich meine Einsamkeit und meine Unfähigkeit zur Annäherung empfand, ärgerte ich mich. Ein Student auf der Bank vor mir nagte an seinen Fingernägeln, die voll roter Nietnägeln waren, und das erschien mir dermaßen widerlich, daß ich sogar den Platz wechselte, um weiter entfernt von ihm zu sein. Mein Herz war an diesem ersten Tage, wie ich mich erinnere, sehr schwer.

Als der Professor eintrat und alle sich zurechtsetzten und verstummten, dehnte ich

meine satirischen Betrachtungen auch auf den Professor aus, und es fiel mir auf, daß er die Vorlesung mit einer einleitenden Phrase begann, die nach meiner Meinung gar keinen Sinn hatte. Ich verlangte, die Vorlesung solle vom Anfang bis zum Ende so klug gehalten sein, daß man kein einziges Wort wegnehmen und kein einziges hinzufügen dürfte. Enttäuscht zeichnete ich sofort unter dem Titel »Erste Vorlesung« in das mitgebrachte, hübsch gebundene Heft achtzehn Profile, die sich in Form einer Blume zum Kreise vereinigten, und fuhr nur zuweilen mit der Hand über das Papier, damit der Professor (der, wie ich überzeugt war, sich viel mit mir beschäftigte), denken sollte, ich schriebe nach. Da ich in dieser Vorlesung zu dem Schlusse kam, es wäre unnötig oder sogar dumm, alles nachzuschreiben, was jeder beliebige Professor sagen würde, befolgte ich diesen Grundsatz bis zum Ende des Kurses.

In den folgenden Vorlesungen fühlte ich mich nicht mehr so einsam; ich machte

viele Bekanntschaften, tauschte Händedrucke aus, plauderte, aber eine wirkliche Annäherung fand zwischen mir und den Kameraden dennoch nicht statt, und oft noch war ich im Herzen traurig und zur Heuchelei gezwungen. Mit der Gesellschaft Iwins und der Aristokraten, wie sie allgemein genannt wurden, konnte ich mich nicht befreunden, weil ich, wie ich mich noch jetzt erinnere, gegen sie grob und unhöflich war und sie nur dann grüßte, wenn sie mich zuerst grüßten, sie aber empfanden offenbar gar kein Bedürfnis nach dem Verkehr mit mir. Bei der Mehrzahl der andern lag der Grund meines Fremdseins ganz wo anders: sobald ich fühlte, daß einer der Kameraden mir freundlich gesinnt war, gab ich ihm zu verstehen, daß ich beim Fürsten Iwan Iwanowitsch dinierte und eine eigene Droschke besaß. Ich erzählte das alles nur, um mich in noch günstigerem Lichte zu zeigen und dem Kameraden noch lieber zu werden; aber anstatt dessen wurde fast jeder Kamerad, sobald er von meiner Verwandtschaft mit dem Fürsten Iwan

Iwanowitsch und von meinem eigenen Wagen gehört hatte, plötzlich stolz und kühl gegen mich.

Es war da unter uns ein Student Operow, der auf Staatskosten studierte, ein bescheidener, sehr fähiger und fleißiger junger Mann, der die Hand wie ein Brett zu reichen pflegte, ohne sie zu bewegen oder die Finger zu krümmen, so daß die lustigen Brüder unter den Kameraden ihm zuweilen nachahmten und diese Art des Händereichens »das Brettchen« nannten. Ich setzte mich fast immer neben ihn und plauderte oft mit ihm. Operow gefiel mir besonders wegen der freien Ansichten, die er über die Professoren äußerte. Er präzisierte sehr klar und scharf die Vorzüge und die Mängel der Vortragsweise eines jeden Professors und machte sich zuweilen sogar lustig über sie, was auf mich besonders seltsam und überraschend wirkte, da er es mit seinem leisen, aus einem winzigen Mündchen kommenden Stimmchen sagte. Dessenungeachtet schrieb er mit seiner feinen Handschrift

sorgfältig alle Vorlesungen ohne Ausnahme nach. Wir fingen schon an, uns zu befreunden, verabredeten, gemeinsam zu studieren, und seine kleinen, grauen, kurzsichtigen Äuglein blickten mir schon mit Wohlgefallen entgegen, wenn ich mich neben ihm auf meinen Platz niederließ. Aber ich hielt es für nötig, ihm einst im Gespräch mitzuteilen, daß meine Mama vor ihrem Tode meinen Vater gebeten hatte, er möge uns nicht in eine staatliche Erziehungsanstalt geben, und daß alle Zöglinge solcher Anstalten vielleicht sehr gelehrt sein können, für mich aber – durchaus nicht das Rechte seien; » Ce ne sont pas des gens comme il faut,« sagte ich stotternd und fühlte, daß ich dabei errötete. Operow antwortete nicht, grüßte mich in Zukunft aber nicht mehr zuerst, reichte mir nicht mehr sein »Brettchen«, plauderte nicht mit mir, und wenn ich mich auf meinen Platz setzte, neigte er den Kopf auf seine Hefte und tat, als lese er darin. Ich wunderte mich über seine grundlose Kälte gegen mich, aber pour un jeune homme de bonne maison hielt ich es für unpassend,

einen Stipendiaten Operow auszufragen, und ließ ihn in Ruhe, obgleich, wie ich gestehe, sein verändertes Wesen mir weh tat. Einmal kam ich vor ihm, und da es die Vorlesung eines beliebten Professors war, zu der sich viele Studenten einfanden, die sonst nicht zu kommen pflegten, so daß alle Plätze besetzt waren, wählte ich mir Operows Platz, legte meine Hefte aufs Pult und ging hinaus. Als ich in den Hörsaal zurückkehrte, entdeckte ich, daß meine Hefte auf die letzte Bank gelegt waren; auf meinem Platze aber saß Operow. Ich sagte ihm, daß ich meine Hefte auf diesen Platz gelegt hätte.

»Ich weiß nichts davon,« sagte er auffahrend, ohne mich anzusehen.

»Ich sage Ihnen, ich habe meine Hefte hier hergelegt,« erklärte ich, absichtlich hitzig werdend, da ich glaubte, ihn durch meine Kühnheit einzuschüchtern; »alle haben es gesehen,« fügte ich hinzu, indem ich die andern Studenten anblickte, aber obgleich

viele von ihnen mich neugierig
betrachteten, antwortete doch niemand.

»Hier werden die Plätze nicht gekauft, und
wer zuerst kommt, der setzt sich,« sprach
Operow, sich ärgerlich zurechtsetzend und
mich einen Moment lang mit empörten
Blicken ansehend.

»Das heißt also, Sie sind ein unhöflicher
Mensch,« sagte ich.

Ich glaube, Operow murmelte etwas, ich
glaube sogar, er murmelte: »Und du bist ein
dummer Bengel!« aber ich hörte es
entschieden nicht. Und was hätte es denn
auch genützt, wenn ich es gehört hätte?
Sollten wir uns Grobheiten sagen wie
xbeliebige *manants* und sonst nichts? (Ich
liebte das Wort *manants* sehr, es war mir
Antwort und Lösung für viele verwickelte
Beziehungen.) Vielleicht hätte ich noch
etwas gesagt, aber in dem Augenblick ging
die Tür und der Professor schritt in blauem
Frack, nach allen Seiten grüßend, aufs
Katheder zu.

Vor dem Examen aber, als ich die Hefte brauchte, erinnerte Operow sich seines Versprechens, bot mir seine Hefte an und lud mich ein, mit ihm gemeinsam zu arbeiten.

Die Gesellschaft.

Die gesellschaftlichen Vergnügungen, denen ich mich nach meinem Eintritt in die Universität gleich meinem Bruder hingeben wollte, enttäuschten mich in diesem Winter vollständig. Wolodja tanzte sehr viel, Papa besuchte mit seiner jungen Frau ebenfalls viele Bälle, mich aber hielt man wahrscheinlich noch für zu jung oder zu ungeeignet für solche Vergnügungen und niemand führte mich in die Häuser ein, in welchen Bälle gegeben wurden. Trotz des Versprechens der Offenheit gegen Dmitrij sagte ich ihm ebensowenig wie jemand anderm, wie sehr ich Lust hätte, Bälle zu besuchen, und wie es mich schmerzte und ärgerte, daß man mich vergaß und mich offenbar als eine Art Philosophen betrachtete, als welchen ich mich infolgedessen auch aufspielte.

In diesem Winter fand aber bei der Fürstin Kornakow eine Gesellschaft statt. Sie selbst

hatte uns alle – auch mich – eingeladen, und ich sollte zum ersten Male einen Ball besuchen. Bevor wir von Hause fortfuhren, kam Wolodja in mein Zimmer und wünschte zu sehen, wie ich angezogen sei. Diese feine Handlungsweise verwunderte mich sehr und machte mich stutzig. Ich glaubte, der Wunsch, schön gekleidet zu sein, sei beschämend und müsse geheimgehalten werden; er dagegen fand diesen Wunsch dermaßen natürlich und notwendig, daß er ganz offen sagte, er fürchte, ich würde mich blamieren. Er hieß mich unbedingt Lackstiefel anziehen, geriet in Entsetzen, als ich waschlederne Handschuhe nehmen wollte, legte mir die Uhrkette auf eine besondere Weise an und fuhr mit mir zu einem Friseur auf der Schmiedebrücke. Man brannte mir Locken ein, Wolodja trat zurück und betrachtete mich von weitem.

»So, jetzt ist's gut, aber kann man denn wirklich diesen Wirbel nicht glatt machen?« sagte er zum Friseur gewandt.

Und so viel auch Monsieur Charles meine Wirbelhaare mit einer klebrigen Essenz strich, sie erhoben sich sofort wieder, als ich den Hut aufsetzte, und überhaupt erschien ich mir mit dem Lockenkopf viel häßlicher als sonst. Meine einzige Rettung war, Nachlässigkeit zu affektieren, nur dann sah mein Äußeres nach etwas aus.

Wolodja schien derselben Ansicht zu sein, denn er bat mich, die Locken wieder zu zerstören, und als ich das getan hatte und trotzdem nicht besser aussah, schaute er mich gar nicht mehr an und blieb während des ganzen Weges zu den Kornakows schweigsam und betrübt.

Bei den Kornakows trat ich mit Wolodja zugleich ganz keck ein; als mich aber die Fürstin aufforderte, zu tanzen, und ich, weiß Gott warum, erklärte, daß ich nicht tanze, – obgleich ich doch mit der bestimmten Absicht gekommen war, sehr viel zu tanzen, – wurde ich verlegen und verfiel, da ich unter unbekannten Leuten allein geblieben war, in meine gewöhnliche,

nicht zu überwindende, beständig anwachsende Schüchternheit. Ich stand den ganzen Abend stumm auf ein und derselben Stelle.

Während des Walzers trat eine der Prinzessinnen mit der der ganzen Familie eigenen offiziellen Liebenswürdigkeit auf mich zu und fragte, warum ich nicht tanze. Ich erinnere mich, daß ich bei dieser Frage noch verlegener wurde, daß aber zugleich ganz unwillkürlich ein selbstgefälliges Lächeln sich auf mein Gesicht legte, und daß ich in den geschraubtesten Ausdrücken in langen Perioden auf französisch einen Unsinn zu sprechen begann, dessen ich mich noch jetzt nach Jahrzehnten schäme. Wahrscheinlich bewirkte das die Musik, die meine Nerven erregte und, wie ich annahm, den nicht ganz verständlichen Teil meiner Rede übertönte. Ich sagte etwas von hoher Gesellschaft, von der Oberflächlichkeit der Menschen und besonders der Frauen und verhaspelte mich schließlich so, daß ich mitten im Wort in einer Phrase, die sich

unmöglich zu Ende führen ließ, stecken blieb.

Selbst die gesellschaftlich veranlagte Prinzessin wurde verwirrt und sah mich vorwurfsvoll an. Ich lächelte. In diesem kritischen Augenblicke kam Wolodja, der mich eifrig sprechen gesehen hatte und wahrscheinlich wissen wollte, wie ich mich durch Gespräch vom Tanzen loskaufte, mit Dubkow zu uns heran. Als er mein lächelndes Gesicht und die erschrockene Miene der Prinzessin sah und den entsetzlichen Unsinn hörte, mit dem ich schloß, wurde er rot und wandte sich ab. Die Prinzessin erhob sich und ging fort. Ich lächelte noch immer, aber ich litt so sehr unter dem Bewußtsein meiner Dummheit, daß ich am liebsten in die Erde gesunken wäre und daß ich das unabweisliche Bedürfnis fühlte, mich zu rühren und etwas zu sagen, um nur auf irgend eine Weise meine Lage zu verändern. Ich ging auf Dubkow zu und fragte ihn, ob er viele Walzer mit »ihr« getanzt habe; ich wollte froh und witzig scheinen, im Grunde

genommen aber war es eine Bitte um Hilfe, die ich an denselben Dubkow richtete, dem ich auf dem Diner bei Jar zugeschrien hatte: »Schweigen Sie!« Dubkow tat, als hörte er mich nicht, und wandte sich nach der andern Seite. Ich näherte mich Wolodja und sagte, alle Kraft zusammennehmend, um meiner Stimme einen scherzhaften Ton zu geben: »Nun, Wolodja, erschöpft?« Aber Wolodja sah mich an, als wenn er sagen wollte: »So sprichst du nicht mit mir, wenn wir allein sind,« und ging schweigend weiter; er fürchtete offenbar, daß ich mich an ihn hängen würde.

»Mein Gott, selbst mein Bruder läßt mich im Stich,« dachte ich.

Trotzdem hatte ich, ich weiß nicht warum, nicht die Kraft fortzugehen. Bis zum Schluß des Balles stand ich düster an derselben Stelle, und erst als alle sich verabschiedeten und sich in das Vorzimmer drängten, und als der Lakai mit meinem Mantel an meinen Hut stieß, so daß dieser in die Höhe sprang, lachte ich unnatürlich

fast unter Tränen auf und sagte nur, ohne
mich an eine bestimmte Person zu wenden:

» Comme c'est gracieux.«

Der Kneipabend.

Obgleich ich, unter dem Einflusse Dmitrij stehend, mich noch nicht den üblichen studentischen Vergnügungen hingab, die man Kneipabende nannte, hatte ich doch schon in diesem Winter einmal Gelegenheit, einen solchen Abend mitzumachen, und ich empfang davon keinen allzu angenehmen Eindruck. Es war so:

Am Anfang des Jahres lud Baron S., ein schlanker, blonder junger Mann mit sehr ernstem Ausdrucke in dem regelmäßigen Gesichte, in einer Vorlesung uns alle zu einem Kollegenabend ein. Uns alle, d. h., alle Kommilitonen unseres Kurses, die mehr oder weniger *comme il faut* waren und unter denen sich natürlich weder Grapp, noch Ssemjonow, noch Operow, noch alle diese Herren befanden. Wolodja lächelte verächtlich, als er hörte, daß ich auf einen Kneipabend der Studenten des

ersten Kurses ging; ich aber erwartete ein ganz ungewöhnliches und großes Vergnügen von diesem, mir noch völlig unbekannten Zeitvertreib und war pünktlich zur festgesetzten Stunde, um acht Uhr, bei Baron S.

Baron S., in offenem Gehrock und weißer Weste, empfing seine Gäste in dem erleuchteten Saal und dem Empfangszimmer des kleinen Hauses, das seine Eltern bewohnten, welche ihm für den Festabend ihre Paradezimmer überlassen hatten. Im Vorzimmer sah man die Kleider und die Köpfe neugieriger Dienstmädchen und im Speisezimmer schimmerte einmal das Kleid einer Dame auf, die ich für die Baronin selbst hielt. Es waren etwa zwanzig Gäste da, lauter Studenten außer Herrn Frost, der mit den Iwins gekommen war, und einem rotwangigen, schlanken Herrn in Zivil, der das Fest leitete und der allen als Verwandter des Barons und früherer Student der Universität Dorpat vorgestellt wurde. Die grelle Beleuchtung und die gewöhnliche, amtsmäßige

Ausschmückung der Paradezimmer wirkten anfangs so erkältend auf diese ganze junge Gesellschaft, daß alle sich unwillkürlich an den Wänden herumdrückten, mit Ausnahme einiger kühner Burschen und des Dorpater Studenten, der, die Weste aufgeknöpft, zu gleicher Zeit in allen Zimmern und in jeder Ecke jedes Zimmers zu sein schien und den ganzen Raum mit seinem tönenden, angenehmen, nie verstummenden Tenor füllte. Die Kommilitonen schwiegen meist oder unterhielten sich bescheiden über die Professoren, die Studien, die Prüfungen, überhaupt über ernste und interessante Dinge. Alle ohne Ausnahme blickten auf die Tür des Speisezimmers und schienen, obgleich sie sich bemühten, das zu verbergen, sagen zu wollen: »Was ist denn? Es wäre Zeit anzufangen!« Auch ich fühlte, daß es Zeit wäre, »anzufangen«, und erwartete diesen Anfang mit freudiger Ungeduld.

Nach dem Tee, der von Lakaien umhergereicht wurde, wandte sich der

Dorpater Student in russischer Sprache an Frost mit der Frage:

»Kannst du einen Punsch brauen, Frost?«

»O ja,« antwortete Frost auf deutsch, aber der Dorpater Student sagte wieder russisch:

»So mach' dich daran!« (Als Kommilitonen der Dorpater Universität sagten sie du zueinander.) Und Frost ging mit seinen ausgebogenen, muskulösen Beinen in großen Schritten aus dem Empfangs- in das Speisezimmer und wieder zurück, und bald erschien auf dem Tisch eine große Suppenschüssel, auf der, durch drei gekreuzte Studentendegen gestützt, ein zehnpfündiger Zuckerhut stand. Baron S. ging inzwischen unaufhörlich unter den Gästen, die sich im Empfangszimmer versammelt hatten und die Suppenschüssel betrachteten, umher und sagte mit unverändert ernstem Gesichte zu allen die gleichen Worte: »Nun, meine Herren, wir wollen nach Studentenart eine Runde auf Bruderschaft trinken; es fehlt ja bisher in

unserem Kurse ganz an Kollegialität.
Macht's euch bequem oder werft die Röcke
ganz ab, so wie *er*.« Der Dorpater Student
hatte in der Tat seinen Rock abgeworfen,
die weißen Hemdärmel bis über die weißen
Ellbogen zurückgestreift, stand mit
gespreizten Beinen da und zündete schon
den Rum in der Suppenschüssel an.

»Lösch die Lichte aus, meine Herren!« rief
plötzlich der Dorpater Student so laut und
scharf, als müßte er uns alle überschreien.
Wir aber blickten wortlos auf die
Suppenschüssel und auf die weißen
Hemdärmel des Dorpater Studenten und
fühlten, daß ein feierlicher Augenblick
gekommen sei.

»Lösch' die Lichte aus, Frost!« rief der
Dorpater Student nochmals, diesmal in
deutscher Sprache, wohl weil er in Hitze
geraten war. Frost und wir andern alle
machten uns ans Löschen der Lichte. Im
Zimmer wurde es dunkel, nur die weißen
Hemdärmel und die Hände, die den
Zuckerhut mit den Degen stützten, wurden

von der bläulichen Flamme beleuchtet. Der laute Tenor des Dorpater Studenten war nicht mehr die einzige zu hörende Stimme, denn in allen Ecken des Zimmers ertönte jetzt Gespräch und Gelächter. Viele der Studenten warfen die Röcke ab (besonders die, welche feine und ganz frische Hemde hatten), ich tat dasselbe und begriff, daß es »angefangen« hatte. Obgleich ich es noch durchaus nicht lustig fand, war ich doch fest überzeugt, es werde herrlich werden, sobald nur jeder von uns ein Glas von dem Getränk, das da gebraut wurde, getrunken hätte.

Das Getränk war fertig. Der Dorpater Student füllte die Gläser, wobei er den ganzen Tisch mit Punsch betropfte, und schrie: »Nun los, meine Herren!« Als jeder von uns ein volles, klebriges Glas in die Hand genommen hatte, stimmten Frost und der Dorpater Student ein deutsches Lied an, in welchem der Ruf »Juchhee!« oft vorkam. Wir sangen alle im schönsten Durcheinander mit, stießen mit den Gläsern an, schrieen, lobten den Punsch und tranken

uns mit dem süßen und starken Gebräu
Bruderschaft zu. Es gab nichts mehr zu
erwarten, das Trinkgelage war in vollem
Gange. Ich hatte schon mein ganzes Glas
geleert, man füllte es mir wieder aufs neue;
in meinen Schläfen hämmerte es, das Licht
erschien mir purpurrot; rund um mich her
schrie und lachte alles, und dennoch
erschien es mir nicht nur nicht lustig,
sondern ich war sogar überzeugt, daß wir
alle uns langweilten und es nur aus
irgendwelchem Grunde für unerläßlich
hielten, so zu tun, als wäre uns sehr lustig
zumute. Der Dorpater Student war
vielleicht der einzige, der nicht heuchelte:
er wurde immer rotwangiger und
allgegenwärtiger, füllte immer wieder die
leeren Gläser nach und betropfte den Tisch
so, daß er schließlich ganz süß und klebrig
wurde. Ich erinnere mich nicht mehr an alle
Ereignisse jenes Abends und an deren
Reihenfolge, ich weiß aber, daß ich den
Dorpater Studenten und Frost sehr lieb
gewann, daß ich ein deutsches Lied
auswendig lernte und daß ich sie beide auf
die süßklebrigen Lippen küßte; ich weiß

auch noch, daß ich an jenem Abend den Dorpater Studenten haßte und einen Stuhl nach ihm schleudern wollte, mich aber bezwang; ich erinnere mich ferner, daß außer der Unbotmäßigkeit aller meiner Gliedmaßen, wie ich sie auch am Tage des Diners bei Jar empfunden hatte, Schwindel und Kopfweh sich einstellten, so daß ich die entsetzliche Angst bekam, im nächsten Moment sterben zu müssen; ich erinnere mich auch, daß wir uns alle, ich weiß nicht warum, auf den Fußboden setzten, mit den Armen durch die Luft fuchtelten, indem wir die Bewegung des Ruderns nachahmten, dazu sangen: »Stromabwärts auf Mütterchen Wolga,« und daß ich währenddessen dachte, daß wir das doch gar nicht zu tun brauchten; ich erinnere mich, daß ich, auf dem Boden liegend, Fuß an Fuß mit einem anderen, nach Zigeunerart mit ihm rang, irgend jemand den Hals verrenkte und dabei dachte, daß das nicht geschehen wäre, wenn er nicht betrunken gewesen wäre; ich erinnere mich, daß wir soupierten und etwas anderes tranken, daß ich hinausging, um mich zu

erfrischen, und daß es mich am Kopfe fror; ich erinnere mich, daß es bei der Heimfahrt sehr finster war, daß das Trittbrett der Droschke schief und schlüpfrig geworden war und daß man sich an Kusjma gar nicht halten konnte, denn er war ganz schwach geworden und schwankte hin und her wie ein Fetzen; vor allem aber erinnere ich mich, daß ich während des ganzen Abends beständig fühlte, es sei sehr dumm von mir, mich so zu stellen, als fände ich's sehr lustig, als tränke ich gern so viel und als sei ich weit davon entfernt, betrunken zu sein; ich fand es auch von den anderen sehr dumm, daß sie dasselbe heuchelten. Ich glaubte, jedem einzelnen sei so unbehaglich zumute wie mir, doch in der Annahme, daß er allein dieses Unbehagen verspüre, halte ein jeder sich für verpflichtet, sich heiter zu stellen, um die allgemeine Lustigkeit nicht zu stören; außerdem – es klingt sonderbar – fühlte ich mich zu dieser Vorstellung schon deshalb verpflichtet, weil in der Suppenschüssel drei Flaschen Champagner zu 10 Rubel und zehn Flaschen Rum zu 4 Rubel enthalten waren, was ohne das

Souper eine Summe von 70 Rubel ergab. Ich war so überzeugt von der allgemeinen Verstellung, daß ich am andern Tage in der Vorlesung ungemein verwundert war, als meine Kommilitonen, die den Abend bei Baron S. mitgemacht hatten, sich nicht nur nicht schämten, zu erwähnen, was sie dort getrieben hatten, sondern von dem Abend auch so erzählten, daß die andern Studenten es hören konnten. Sie behaupteten, es sei eine großartige Kneiperei gewesen, und die Dorpater seien Meister in solchen Dingen, und von zwanzig Mann seien vierzig Flaschen Rum vertrunken worden, und viele seien wie tot unter dem Tische liegen geblieben. Ich konnte es nicht begreifen, warum sie nicht nur von dem Trinkgelage sprachen, sondern sogar noch über sich selbst Lügen erzählten.

Die Freundschaft mit den Nechljudows.

In jenem Winter sah ich nicht nur sehr oft Dmitrij, der uns häufig besuchte, sondern auch alle die Seinen, mit denen ich mich zu befreunden begann.

Die Nechljudows – Mutter, Tante und Tochter – verbrachten die Abende daheim, und die Fürstin hatte es gern, wenn zum Abend junge Leute zu Besuch kamen, die, wie sie zu sagen pflegte, imstande waren, einen ganzen Abend ohne Karten und ohne Tanz hinzubringen. Wahrscheinlich aber gab es wenig solcher Herren, denn ich, der ich fast jeden Abend dort war, traf nur selten Gäste an. Ich gewöhnte mich an die einzelnen Mitglieder dieser Familie, an ihre verschiedenen Stimmungen, ich bildete mir klare Vorstellungen von ihren gegenseitigen Beziehungen, gewöhnte mich an die Zimmer, die Möbel, und fühlte mich, wenn keine Gäste da waren, vollkommen

ungezwungen, mit Ausnahme der Fälle, wo ich mit Warenka allein im Zimmer blieb. Ich dachte immer, als nicht gerade hübsches Mädchen wünsche sie gewiß sehr, daß ich mich in sie verliebe. Aber auch diese Verlegenheit begann zu schwinden. Sie zeigte so natürlich, daß es ihr vollkommen gleich war, ob sie mit mir, mit ihrem Bruder oder mit Ljubow Ssergejewna sprach, daß auch ich mich daran gewöhnte, sie als einen Menschen anzusehen, dem man ohne Gefahr und ohne Scheu das Vergnügen, das seine Gesellschaft einem gewährt, zeigen kann. Während meiner ganzen Bekanntschaft mit ihr erschien sie mir an manchen Tagen sehr häßlich, an anderen gar nicht so übel, aber ich fragte mich kein einziges Mal in Bezug auf sie, ob ich verliebt sei oder nicht. Es kam vor, daß ich meine Worte direkt an sie richten mußte, meist aber sprach ich mit ihr, indem ich mich in ihrer Gegenwart an Ljubow Ssergejewna oder an Dmitrij wandte, und diese letzte Art gefiel mir ganz besonders. Ich fand Vergnügen daran, in ihrer Gegenwart zu sprechen, ihrem Gesange zu

lauschen, überhaupt sie in dem Zimmer, in dem ich mich befand, anwesend zu wissen; aber der Gedanke an meine zukünftigen Beziehungen zu Wrenka und die Träume von der Aufopferung für meinen Freund, falls er sich in meine Schwester verlieben sollte, kamen mir nur noch selten in den Sinn. Und wenn das doch noch der Fall war, so bemühte ich mich unbewußt, den Gedanken an die Zukunft zu verscheuchen, da ich mit der Gegenwart zufrieden war.

Trotz der Annäherung hielt ich es jedoch nach wie vor für meine unbedingte Pflicht, meine wahren Gefühle und Neigungen vor der ganzen Gesellschaft der Nechljudows und besonders vor Wrenka zu verbergen, und bemühte mich, als ein ganz anderer junger Mann zu erscheinen, als ich in Wirklichkeit war, ja selbst als ein solcher, wie er in Wirklichkeit gar nicht existierte. Ich bemühte mich, leidenschaftlich zu erscheinen, geriet in Entzücken, seufzte, machte leidenschaftliche Gebärden, wenn ich ausdrücken wollte, daß mir etwas sehr gefiel, und suchte zugleich gegen alles

Ungewöhnliche, das ich sah oder wovon man mir erzählte, Gleichgültigkeit zu heucheln; ich bemühte mich, für einen boshaften Spötter, dem nichts heilig ist, und zugleich für einen feinen Beobachter gehalten zu werden; ich bemühte mich, in allen meinen Handlungen logisch, im Leben genau und pünktlich zu erscheinen, und dabei doch als ein Mensch, der alles Materielle verachtet. Ich kann getrost behaupten, daß ich in Wirklichkeit viel besser war als das seltsame Geschöpf, das ich vorzustellen suchte; aber auch so, wie ich mich stellte, gewannen die Nechljudows mich lieb; zu meinem Glück trauten sie, wie es scheint, meiner Verstellung nicht recht. Nur Ljubow Ssergejewna, die mich für den ärgsten Egoisten, für einen Spötter und gottlosen Menschen hielt, schien mich nicht gern zu haben, stritt oft mit mir, geriet in Zorn und überraschte mich immer wieder durch ihre abgerissenen, zusammenhanglosen Reden. Dmitrij aber hielt sein sonderbares Freundschaftsverhältnis zu ihr aufrecht und behauptete, sie werde von keinem

verstanden und sie tue ihm außerordentlich viel Gutes. Diese Freundschaft betrückte nach wie vor die ganze Familie.

Als Wrenka eines Tages mit mir über dieses uns allen unbegreifliche Verhältnis sprach, erklärte sie es folgendermaßen: »Dmitrij ist ein Egoist. Er ist sehr hochmütig und trotz all seines Verstandes sehr empfänglich für Lob und Bewunderung, er ist gern überall der Erste; Tanten aber bewundert ihn in der Unschuld ihrer Seele und besitzt nicht genug Takt, um diese Bewunderung vor ihm zu verbergen, und so kommt es, daß sie ihm schmeichelt, nicht etwa heuchlerisch, sondern aufrichtig.«

Diese Erklärung blieb mir im Gedächtnis, und als ich später darüber nachdachte, mußte ich mir sagen, daß Wrenka sehr gescheit sei, und dadurch stieg sie in meiner Meinung immer höher. Eine solche Erhöhung infolge der Klugheit, die ich an ihr entdeckte, sowie anderer moralischer Vorzüge, nahm ich zwar stets mit

Vergnügen vor, aber doch mit einem gewissen strengen Maßhalten und ohne je bis zum Entzücken, dem Gipfel der Erhöhungen dieser Art, zu gelangen. Als Sofia Iwanowna, die nicht müde wurde, von ihrer Nichte zu sprechen, mir erzählte, daß Warenka vor etwa vier Jahren, als sie noch ein Kind war, einmal auf dem Lande, ohne um Erlaubnis zu fragen, alle ihre Kleider und Schuhe den Bauernkindern geschenkt hatte, so daß man die Sachen später zurückholen mußte, nahm ich diese Tatsache nicht gleich als etwas auf, was Warenka in meinem Ansehen erhöhen mußte, sondern machte mich sogar in Gedanken wegen ihrer unpraktischen Anschauung über sie lustig.

Wenn bei den Nechljudows Gäste waren, unter anderen zuweilen auch Wolodja und Dubkow, trat ich selbstzufrieden und mit einem gewissen ruhigen Bewußtsein des zum Hause Gehörigen in den Hintergrund, führte keine Gespräche und hörte nur zu, was die andern sprachen. Und alles, was die andern sagten, kam mir so unglaublich

dumm vor, daß ich mich heimlich wunderte, wie die Fürstin, eine so gescheite, logisch denkende Frau, und deren ganze logisch denkende Familie solche Dummheiten anhören und beantworten konnten. Wenn ich damals auf den Gedanken gekommen wäre, mit dem, was die andern sagten, das zu vergleichen, was ich selbst sprach, wenn ich allein bei den Nechljudows war, so hätte ich mich wahrscheinlich nicht im geringsten gewundert. Noch weniger hätte ich mich gewundert, wenn ich bedacht hätte, daß meine Hausgenossinnen – Awdotja Wassiljewna, Ljubotschka und Katjenka – ebensolche Frauen waren wie alle andern, um nichts geringer als alle andern, und wenn ich mich erinnert hätte, was Dubkow, Katjenka und Awdotja Wassiljewna ganze Abende lang heiter lächelnd miteinander sprachen: daß Dubkow fast jedesmal eine Gelegenheit suchte, um mit Gefühl das Gedicht » Au banquet de la vie infortuné convive ...« oder Abschnitte aus dem »Dämon« vorzulesen, und mit welchem Vergnügen sie überhaupt mehrere

Stunden hindurch den größten Unsinn schwatzten.

Es versteht sich von selbst, daß Warenka mir, wenn Besuch da war, weniger Aufmerksamkeit schenkte, als wenn wir allein waren, auch gab es dann weder Lektüre noch Musik, die ich sehr gern hörte. Wenn sie sich mit den Gästen unterhielt, verlor sie in meinen Augen den Hauptreiz: die ruhige Besonnenheit und Einfachheit. Ich erinnere mich noch, wie mich ihre Gespräche mit meinem Bruder Wolodja über das Theater und das Wetter frappierten. Ich wußte, daß Wolodja mehr als alles in der Welt das Banale verachtete und zu vermeiden suchte, Warenka spottete ebenfalls immer über die interessant sein sollenden Gespräche vom Wetter und so weiter, – warum also sprachen beide, sobald sie beisammen waren, stets über die unerträglichsten Nichtigkeiten, und zwar so, als schämte sich der eine für den andern? Jedesmal nach solchen Gesprächen zürnte ich Warenka im geheimen, spottete am nächsten Tage über die Gäste, die

dagewesen waren, fand jedoch ein um so größeres Vergnügen daran, mit dem Familienkreise der Nechljudows allein zu sein. Ich begann sogar, mit Dmitrij selbst lieber im Salon seiner Mutter beisammen zu sein als unter vier Augen

Freundschaft mit Nechljudow.

Grade um jene Zeit hing meine
Freundschaft mit Dmitrij an einem Haar.
Ich hatte schon seit zu langer Zeit
angefangen, ihn objektiv zu beurteilen, um
blind gegen seine Mängel zu bleiben, und
in der ersten Jugend lieben wir nur mit
Leidenschaft und daher nur vollkommene
Menschen. Sobald aber der Nebel der
Leidenschaftlichkeit sich langsam verzieht
oder die hellen Strahlen der Urteilstkraft ihn
unwillkürlich durchdringen und wir den
Gegenstand unserer Leidenschaft in seiner
wahren Gestalt erblicken, mit Vorzügen und
Mängeln, – fallen uns nur die Mängel wie
etwas Unerwartetes grell und stark
vergrößert in die Augen, die Sehnsucht
nach Neuem, die Hoffnung, daß die
Vollkommenheit bei einem anderen
Menschen nichts Unmögliches sei, treibt
uns nicht nur zur Gleichgültigkeit, sondern
auch zur Abneigung gegen den bisherigen

Gegenstand unserer Leidenschaft, und wir geben ihn ohne Bedauern auf und eilen weiter, neue Vollkommenheiten zu suchen. Wenn dies bei mir in Bezug auf Dmitrij nicht geschah, so verdanke ich das nur seiner beharrlichen, pedantischen, mehr verstandesmäßigen als herzlichen Zuneigung, gegen die verräterisch zu handeln ich mich zu sehr geschämt hätte. Überdies verband uns unser seltsamer Grundsatz der gegenseitigen Offenheit. Bei einer Trennung hätte jeder von uns sich zu sehr davor gefürchtet, die anvertrauten unrühmlichen moralischen Geheimnisse in der Gewalt des andern zu lassen, übrigens wurde unser Offenheitsgrundsatz schon lange nicht mehr befolgt; er bedrückte uns oft und schuf sonderbare Beziehungen zwischen uns.

Fast jedesmal, wenn ich Dmitrij in jenem Winter besuchte, traf ich bei ihm seinen Kommilitonen, den Studenten Besobedow, mit dem zusammen er arbeitete. Besobedow war ein kleines, pockennarbiges, mageres Männchen mit

winzigen, sommersprossigen Händchen und mächtiger, ungekämmter roter Haarmähne; er steckte stets in zerrissenen und schmutzigen Kleidern, war ungebildet und studierte auch mit wenig Erfolg. Dmitrijs Freundschaft für ihn war mir grade so unbegreiflich wie die für Ljubow Ssergejewna. Der einzige Grund, aus welchem er unter allen Kommilitonen grade ihn erwählt und sich mit ihm befreundet hatte, konnte nur der sein, daß es auf der ganzen Universität keinen Studenten mit einem unvorteilhafteren Aussehen gab als Besobedow.

Wahrscheinlich gefiel es Dmitrij gerade daher, allen zum Trotz ihm Freundschaft zu bezeugen. In all seinen Beziehungen zu diesem Studenten kam das hochmütige Gefühl zum Ausdruck: »Seht, mir ist's ganz einerlei, wer ihr seid; für mich sind alle gleich; ihn liebe ich, folglich ist er ein guter Mensch.«

Ich wunderte mich, daß es ihm nicht schwer wurde, sich beständig Zwang aufzuerlegen, und daß der unglückselige Besobedow

seine unbehagliche Lage ertrug. Diese Freundschaft mißfiel mir ungemein.

Einmal besuchte ich Dmitrij in der Absicht, den Abend mit ihm im Salon seiner Mutter zu verbringen, zu plaudern und Warenka vorlesen oder singen zu hören. Aber Besobedow saß oben bei Dmitrij, der mir in schroffem Tone antwortete, er könne nicht hinunter, da er, wie ich ja sehe, Besuch habe. »Und was gibt's denn dort Lustiges?« fügte er hinzu, »es ist viel gescheiter, wir bleiben hier sitzen und plaudern.«

Obgleich mich der Gedanke, zwei Stunden in Besobedows Gesellschaft zu verbringen, durchaus nicht lockte, entschloß ich mich doch nicht, allein in den Salon hinunterzugehen, und setzte mich voller Ärger über die Absonderlichkeiten meines Freundes in den Schaukelstuhl und begann, mich schweigend zu schaukeln. Ich war sehr böse auf Dmitrij und auf Besobedow, weil sie mich des Vergnügens beraubten, im Salon zu sein; ich wartete, ob Besobedow nicht bald fortgehen werde, und hörte, ihm

und Dmitrij grollend, schweigend ihrem Gespräche zu. »Ein sehr angenehmer Gast! Mit dem zu sitzen!« dachte ich, als der Diener den Tee brachte und Dmitrij mindestens fünfmal Besobedow auffordern mußte, ein Glas Tee zu nehmen, weil der schüchterne Gast es beim ersten und zweiten Glase für seine Pflicht hielt, zu danken und zu sagen: »Trinken Sie nur selbst?« Dmitrij tat sich sichtlich Zwang an, um seinen Gast zu unterhalten, und bemühte sich vergebens ein paarmal, mich in das Gespräch hineinzuziehen. Ich schwieg mürrisch.

»Warum sollte ich so tun, als dürfe niemand vermuten, daß ich mich langweile?« wandte ich mich in Gedanken an Dmitrij, während ich mich stumm gleichmäßig hin- und herschaukelte. Immer mehr und mehr entfachte ich in mir mit einem gewissen Vergnügen das Gefühl stillen Hasses gegen meinen Freund. – »So ein Dummkopf!« dachte ich, »könnte den Abend angenehm mit lieben Verwandten verbringen, – aber nein, er sitzt hier mit diesem Rindvieh! Die

Zeit vergeht, es wird zu spät werden, in den Salon hinunterzugehen?« Ich blickte hinter dem Stuhlrande hervor nach meinem Freunde. Sowohl seine Hand als seine Stellung, sein Hals und besonders sein Nacken und die Knie erschienen mir so unsympathisch und aufreizend, daß ich ihm in jenem Augenblick mit Vergnügen irgend eine, sogar große Unannehmlichkeit bereitet hätte.

Endlich stand Besobedow auf, aber Dmitrij konnte einen so angenehmen Gast nicht gleich fortlassen: er lud ihn ein, über Nacht zu bleiben; Besobedow nahm die Einladung zum Glück nicht an und ging hinaus.

Dmitrij begleitete ihn ins Vorzimmer, kam dann zurück, rieb sich die Hände und lächelte selbstgefällig – wahrscheinlich sowohl deshalb, weil er trotz allem standhaft geblieben war, als auch aus Freude über die endliche Erlösung von der Langweile – und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er mir hier und da einen Blick zuwarf. Er wurde mir noch

unsympathischer. »Wie darf er's wagen, auf und ab zu gehen und zu lächeln?« dachte ich.

»Warum bist du böse?« fragte er plötzlich, vor mir stehen bleibend.

»Ich bin durchaus nicht böse,« antwortete ich, wie man in solchen Fällen immer zu antworten pflegt, »es ärgert mich nur, daß du dich sowohl vor mir und Besobedow als vor dir selber verstellst.«

»Was für ein Unsinn! Ich verstelle mich nie und vor niemand.«

»Ich vergesse unsern Grundsatz der Aufrichtigkeit nicht, ich spreche offen mit dir,« sagte ich; »ich bin überzeugt, dieser Besobedow ist dir ebenso unausstehlich wie mir, denn er ist dumm und weiß Gott was, es gefällt dir aber, dich vor ihm wichtig zu machen.«

»Das ist nicht wahr! Erstens: Besobedow ist ein prächtiger Mensch –«

»Und ich sage, es ist wahr. Ich sage dir sogar, auch deine Freundschaft für Ljubow Ssergejewna beruht nur darauf, daß sie dich vergöttert.«

»Ich sage dir doch: nein!«

»Und ich sage: ja, denn ich kenne das aus eigener Erfahrung,« erwiderte ich mit dem Eifer des unterdrückten Ärgers und in der Hoffnung, ihn durch meine Aufrichtigkeit zu entwaffnen: »ich habe dir schon gesagt und ich wiederhole es, daß ich die Menschen liebe, die mir etwas Angenehmes zu sagen pflegen, und wenn ich mich gründlich prüfe, finde ich, daß die wahre Zuneigung fehlt.«

»Nein,« fuhr Dmitrij fort, mit ärgerlicher Kopfbewegung seine Halsbinde zurechtrückend, »wenn ich liebe, so kann weder Lob noch Tadel mich in meinem Gefühle schwankend machen.«

»Das ist nicht wahr. Ich hab' dir doch eingestanden, daß ich einmal, als Papa mich

einen Nichtsnutz genannt hatte, ihn einige Zeit hindurch haßte und seinen Tod wünschte; und du ebenfalls –«

»Sprich nur von dir. Es ist sehr bedauerlich, wenn du so bist –«

»Im Gegenteil!« schrie ich auf, indem ich vom Stuhle aufsprang und ihm mit verzweifelter Mut ins Auge sah, »das, was du sagst, ist nicht schön! Hast du mir nicht von meinem Bruder gesagt – ich will dich nicht daran erinnern, weil das unehrenhaft wäre – hast du mir nicht erzählt – aber ich will dir sagen, wie ich dich jetzt verstehe –«

Und um ihn noch empfindlicher zu treffen als er mich, bemühte ich mich ihm zu beweisen, daß er niemand liebte, und sagte ihm alles das ins Gesicht, woraus ich ihm, wie ich glaubte, mit Recht einen Vorwurf machen konnte. Ich war sehr befriedigt, daß ich so offen mit ihm gesprochen hatte, und vergaß völlig, daß der einzig mögliche Zweck dieser Offenheit – der darin bestehen mußte, daß Dmitrij sich zu den

ihm vorgeworfenen Fehlern bekannt hätte – in jenem Augenblick, in dem er in zorniger Erregung war, nicht erreicht werden konnte. Wenn er sich in ruhigem Zustande befand, so daß er sein Unrecht hätte einsehen können, hatte ich nie so zu ihm gesprochen.

Der Zwist artete schon in einen Streit aus, als Dmitrij plötzlich schwieg und ins andere Zimmer ging. Ich folgte ihm und wollte weitersprechen, aber er antwortete mir nicht. Ich wußte, daß auf der Liste seiner Fehler auch der Jähzorn stand, und daß er sich jetzt selbst bezwang. Ich verwünschte alle seine Aufzeichnungen.

Das also war die Folge unseres Prinzips, einander alle unsere Empfindungen mitzuteilen und nie einem dritten etwas von dem andern zu erzählen! Wir hatten uns zuweilen von dem Wunsche der Aufrichtigkeit zu den beschämendsten Geständnissen hinreißen lassen, indem wir eine Voraussetzung, eine Phantasie zu unsrer eigenen Schande für einen Wunsch, ein Gefühl ausgegeben hatten, wie z. B.

das, was ich ihm eben gesagt hatte; und solche Geständnisse dienten nicht nur nicht zur Befestigung unserer Freundschaft, sondern töteten das Gefühl selbst und traten trennend zwischen uns; jetzt aber hinderte ihn die Eigenliebe plötzlich, das unbedeutendste Geständnis zu machen, und in der Hitze des Streites bedienten wir uns der Waffen, die wir früher einander ausgeliefert hatten und die sehr, sehr schmerzhaft verwundeten.

Neue Kameraden.

Der Winter war vergangen, ehe man sich's versah, und es begann schon wieder zu tauen; am schwarzen Brett der Universität war bereits der Prüfungsplan angeschlagen, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich aus achtzehn Gegenständen, die ich gehört hatte und die ich nicht gehört hatte, die ich nicht nachgeschrieben und zu denen ich mich nicht vorbereitet hatte, eine Prüfung bestehen sollte. Seltsam, daß ich mir die so klare Frage: wie wirst du das Examen bestehen? kein einziges Mal gestellt hatte. Aber ich war diesen ganzen Winter hindurch in einem solchen Rausch gewesen, der von dem Bewußtsein herrührte, daß ich erwachsen und daß ich *comme il faut* sei, und wenn mir auch einmal der Gedanke gekommen war: wie wirst du das Examen bestehen? so hatte ich mich mit den Kameraden verglichen und mir gedacht: diese da werden es bestehen, und die meisten von ihnen sind doch nicht

comme il faut, folglich habe ich noch einen großen Vorzug vor ihnen voraus und muß durchkommen. Ich besuchte die Vorlesungen nur, weil ich daran gewöhnt war und weil Papa mich von Hause fortschickte. Außerdem hatte ich viele Bekannte und fand es in der Universität sehr lustig. Ich liebte diesen Lärm, dieses Geplauder, das Lachen in den Hörsälen, ich liebte es, während der Vorlesungen, auf der letzten Bank sitzend, bei dem gleichmäßigen Klange der Stimme des Professors meinen Träumereien nachzugehen oder die Kameraden zu beobachten, ich liebte es, zuweilen mit einem von den andern zu Matern hinüberzulaufen, einen Schnaps zu trinken und einen Imbiß zu nehmen, und dann, im Bewußtsein meines Unrechtes, hinter dem Professor leise mit der Tür knarrend in den Hörsaal zu schleichen, ich liebte es, an den Streichen der andern teilzunehmen, wenn die Studenten der verschiedenen Kurse sich lachend im Korridor drängten. Alles dies war sehr lustig.

Als schon alle begannen, die Vorlesungen regelmäßig zu besuchen, der Professor der Physik seine Vorlesungen schloß und sich bis zum Examen verabschiedete, die Studenten ihre Hefte in Ordnung zu bringen und gruppenweise sich zur Prüfung vorzubereiten begannen, da dachte auch ich daran, daß ich studieren müsse. Operow, den ich nicht aufgehört hatte zu grüßen, zu dem ich aber in einem sehr kühlen Verhältnis stand, bot mir, wie ich schon erzählt habe, nicht nur seine Hefte an, sondern lud mich auch ein, mich in Gemeinschaft mit einigen anderen Studenten vorzubereiten. Ich dankte ihm und nahm es an, wobei ich hoffte, durch die ihm erwiesene Ehre mein früheres Zerwürfnis mit ihm auszugleichen, nur bat ich, daß unbedingt alle jedesmal bei mir zusammenkämen, da ich eine schöne Wohnung hätte.

Man antwortete mir, man würde abwechselnd bald bei dem einen, bald bei dem andern arbeiten, oder dort, wo es am nächsten wäre. Das erstemal versammelten

wir uns bei Suchin. Es war ein kleines Stübchen hinter einem Verschlag in einem großen Hause aus dem Trubnoj-Boulevard. Am ersten festgesetzten Tage verspätete ich mich und kam, als schon gelesen wurde. Das kleine Zimmer war vollgeraucht, und zwar mit dem Tabak billiger Sorte, welche Suchin rauchte. Auf dem Tische standen ein Liter Branntwein, ein Schnapsglas, Brot, Salz und der Knochen eines Hammelbratens.

Ohne sich von seinem Platze zu erheben, forderte Suchin mich auf, einen Schnaps zu trinken und den Rock abzulegen.

»Sie sind, denke ich, an eine solche Bewirtung nicht gewöhnt?« fügte er hinzu.

Alle hatten unsaubere Kattunhemde und weiße Vorhemdchen an. Ich bemühte mich, meine Geringschätzung nicht zu verraten, warf den Rock ab und streckte mich kollegialisch auf dem Divan aus. Suchin trug vor, hier und da die Hefte vergleichend, die andern unterbrachen ihn

zuweilen durch Fragen, und er erklärte kurz, klug und genau. Ich hörte aufmerksam zu, verstand aber vieles nicht, weil ich nichts vom Vorhergegangenen wußte, und stellte eine Frage.

»Ei, Väterchen, Sie können doch nicht folgen, wenn Sie das nicht wissen,« sagte Suchin, »ich werde Ihnen meine Hefte geben, und Sie werden das bis morgen durchnehmen, sonst hat es ja keinen Sinn, Ihnen etwas zu erklären.«

Ich schämte mich meiner Unwissenheit, und weil ich die Berechtigung von Suchins Bemerkung fühlte, gab ich das Zuhören auf und beschäftigte mich mit dem Beobachten dieser neuen Kameraden. Wenn man Menschen nach *comme il faut* und *nicht comme il faut* einteilte, so gehörten diese offenbar zur letzteren Klasse und erweckten infolgedessen in mir nicht nur ein Gefühl der Geringschätzung, sondern auch eines gewissen persönlichen Hasses, den ich gegen sie empfand, weil sie, ohne *comme il faut* zu sein, mich nicht nur als

ihresgleichen behandelten, sondern sogar gutmütig meine Gönner spielten. Dieses Gefühl erweckten in mir ihre Füße, die unsauberen Hände mit den abgebissenen Nägeln und der eine langgewachsene Nagel auf dem kleinen Finger Operows, die rosa Hemde, die Vorhemdchen, die Grobheiten, die sie in liebenswürdiger Weise einander sagten, das schmutzige Zimmer und Suchins Gewohnheit, sich unaufhörlich ein wenig zu schneuzen, wobei er das eine Nasenloch mit dem Finger zudrückte, und vor allem ihre Art zu sprechen, gewisse Worte zu gebrauchen und zu betonen. Sie sagten zum Beispiel Tor statt Dummkopf, förmlich statt genau so, prächtig statt schön, und so weiter, was mir wie Buchgelehrsamkeit vorkam und widerwärtig unpassend erschien. Noch mehr aber erweckte in mir diesen *comme il faut*-Haß die Betonung, mit welcher sie einige russische, besonders aber fremdsprachige Wörter aussprachen: sie sagten Máschine statt Maschine, im Kámin statt im Kamin, Shákespeare statt Shakespeare und so weiter.

Aber ungeachtet dieser damals für mich
unüberwindlich abstoßenden
Äußerlichkeiten ahnte ich doch etwas Gutes
in diesen Menschen, beneidete den lustigen
Kreis, fühlte mich zu ihm hingezogen und
wünschte mich ihnen anzuschließen, so
schwer es mir auch fallen mußte. Den
sanften und ehrenhaften Operow kannte ich
schon; jetzt gefiel mir der lebhaft,
ungewöhnlich kluge Suchin, der in diesem
Kreise offenbar die erste Stelle einnahm,
ganz außerordentlich. Er war ein kleiner,
kräftiger, brünetter junger Mann mit etwas
verschwommenem, und immer
glänzendem, aber äußerst klugem,
lebhaftem und eigenartigem Gesicht.
Diesen Ausdruck verlieh ihm besonders die
nicht hohe, aber über den tiefen, dunklen
Augen gewölbte Stirn, das borstige, kurze
Haar und der dichte, schwarze Bart, der
immer unrasiert aussah. Er schien nicht an
sich zu denken (was mir immer an den
Menschen besonders gefiel), aber man
merkte es ihm an, daß sein Geist nie
unbeschäftigt war. Er hatte eines jener
ausdrucksvollen Gesichter, die einige

Stunden, nachdem man sie zum ersten Male gesehen hat, sich plötzlich vor unseren Augen ganz verändern; das geschah auch gegen Ende des Abends vor meinen Augen mit Suchin. Auf seinem Gesichte zeigten sich plötzlich Runzeln, die Augen sanken tiefer ein, das Lächeln wurde ein anderes, und das ganze Gesicht veränderte sich so, daß ich ihn kaum wiedererkannte.

Als die Vorlesung beendet war, tranken Suchin, die andern Studenten und ich, um unserem Wunsche nach Kameradschaft Ausdruck zu verleihen, jeder ein Gläschen Schnaps, so daß in dem Literkrüge fast nichts mehr übrig blieb. Suchin fragte, wer wohl ein Fünfunddzwanzigkopekenstück hätte, damit man die alte Frau, die ihn bediente, ausschicken könnte, Schnaps zu holen. Ich bot mein Geld an, aber Suchin wandte sich, als wenn er nichts gehört hätte, an Operow, und dieser zog eine perlengestickte Börse hervor und gab ihm das gewünschte Geldstück.

»Paß auf, daß du nicht zuviel trinkst,« sagte Operow, der selbst gar nicht trank.

»Macht nichts,« antwortete Suchin, während er das Mark aus dem Hammelknochen sog. (Ich erinnere mich, daß ich bei mir dachte: daher ist er so gescheit, weil er so viel Mark ißt.) »Macht nichts,« fuhr Suchin mit leisem Lächeln fort; er hatte ein Lächeln, das man unwillkürlich bemerkte und für das man ihm dankbar war. »Wenn ich auch zuviel trinke, das ist kein Unglück, wir wollen mal sehen, Bruder, wer den andern unterkriegt, er mich oder ich ihn. Da drin ist schon alles fertig, Bruder,« fügte er hinzu, indem er sich prahlerisch an die Stirne schlug; »wenn nur Ssemjonow nicht durchfällt, er hat sich gründlich verbummelt.«

In der Tat, derselbe Ssemjonow mit den grauen Haaren, der mich bei der ersten Prüfung so erfreute, weil er schlechter aussah als ich, und der die Aufnahmeprüfung als zweiter bestanden hatte, hatte nur den ersten Monat pünktlich

die Vorlesungen besucht, aber noch vor der Wiederholung ein Bummelleben angefangen und sich gegen Ende des Kurses gar nicht mehr auf der Universität gezeigt.

»Wo ist er?« fragte jemand.

»Auch ich habe ihn aus den Augen verloren,« antwortete Suchin, »das ist ein Kopf! Welch ein Feuer in diesem Menschen! welch ein Geist! Es wäre schade, wenn er zugrunde ginge, und er wird sicher zugrunde gehen. Er ist kein solcher Knabe mehr, daß er mit seinen Leidenschaften auf der Universität aushielte.«

Nachdem wir noch ein wenig geplaudert hatten, gingen alle auseinander und verabredeten, an den folgenden Tagen wieder bei Suchin zusammenzukommen, weil seine Wohnung allen übrigen nahe lag. Als wir auf die Straße hinaus kamen, schämte ich mich ein wenig, weil alle andern zu Fuß gingen und ich allein einen

Wagen hatte, und ich machte Operow den Vorschlag, ihn nach Hause zu führen. Unterwegs erzählte Operow mir viel von Suchins Charakter und Lebensweise, und nach meiner Heimkehr konnte ich lange nicht einschlafen, da ich viel über meine neuen Bekannten nachdenken mußte. Ich schwankte lange einerseits zwischen Achtung, zu der mich ihre Kenntnisse, ihre Einfachheit, Ehrenhaftigkeit, die Poesie ihrer Jugend und Burschikosität zwangen, andererseits zwischen dem Widerwillen gegen ihr mich abstoßendes, unordentliches Äußeres. So sehr ich es auch wünschte, es war mir damals buchstäblich unmöglich, mich ihnen anzuschließen; unsere Lebensauffassung war eine völlig verschiedene. Eine Unmenge kleiner Dinge, die für mich die ganze Schönheit und den ganzen Sinn des Lebens ausmachten, war ihnen ganz und gar unverständlich, und umgekehrt; aber das Haupthindernis zwischen uns waren der Zwanzigrubelstoff meines Anzuges, meine Equipage und meine Wäsche aus holländischer Leinwand. Dieses Hindernis war für mich besonders

wichtig: mir war's, als beleidige ich sie unwillkürlich durch die Kennzeichen meines Wohlstandes; ich fühlte mich ihnen gegenüber schuldig und demütigte mich, um mich dann wieder gegen diese unverdiente Demütigung zu empören und zum Selbstbewußtsein überzugehen, und so konnte ich keineswegs gleichmäßige, aufrichtige Beziehungen zu ihnen anknüpfen. Die grobe, lasterhafte Seite in Suchins Charakter aber wurde damals in so hohem Grade durch die starke Poesie seiner jugendlichen Bravour übertäuscht, daß sie durchaus nicht unangenehm auf mich wirkte.

Fast zwei Wochen lang ging ich allabendlich zu Suchin arbeiten, das heißt ich arbeitete sehr wenig, weil ich, wie schon erwähnt, hinter den Kameraden zurückgeblieben war, nicht die Kraft hatte, allein zu arbeiten, um sie einzuholen, und mich nur so stellte, als ob ich zuhörte und verstünde, was sie lasen. Ich glaube, die Kameraden durchschauten meine Verstellung, und ich bemerkte oft, daß sie

Stellen überschlugen, welche sie selbst gut kannten, ohne mich je zu fragen.

Mit jedem Tage entschuldigte ich mehr und mehr die Unmöglichkeit dieses Kreises, fügte mich in ihre Art und fand viel Poesie darin. Nur das Ehrenwort, das ich Dmitrij gegeben hatte, nicht mit ihnen zu bummeln, hielt mich von dem Wunsche zurück, ihre Vergnügungen zu teilen.

Einmal wollte ich vor ihnen mit meiner Kenntnis der Literatur, besonders der französischen, prahlen und lenkte das Gespräch auf dieses Gebiet. Zu meiner Verwunderung zeigte es sich, daß sie, obgleich sie die fremden Titel in russischer Weise aussprachen, bedeutend mehr gelesen hatten als ich, sie kannten und schätzten die englischen und sogar die spanischen Schriftsteller, von denen ich noch nicht einmal gehört hatte. Puschkin und Shukowskij waren für sie Literatur (und nicht, wie für mich, Bändchen in gelbem Einbände, die ich als Kind gelesen und gelernt hatte). Sie verachteten Dumas

ebenso wie Sue und Féval, und hatten, besonders Suchin, ein weit klareres und sichereres Urteil in der Literatur als ich, wie ich nicht umhin konnte zu gestehen. Auch in der Kenntnis der Musik hatte ich nichts vor ihnen voraus. Zu meinem größten Erstaunen spielte Operow Geige, einer der anderen mit uns arbeitenden Studenten spielte Cello und Klavier, und beide wirkten in dem Universitätsorchester mit, waren tüchtige Musikkenner und schätzten gute Musik sehr hoch. Kurz, alles, womit ich mich vor ihnen brüsten wollte, nur die Aussprache des Französischen und des Deutschen ausgenommen, konnten sie besser als ich, ohne damit im geringsten großzutun. In meiner Stellung hätte ich mich durch ein gesellschaftlich gewandtes Wesen hervortun können, aber ich besaß es nicht in dem Maße wie Wolodja. Was also stellte mich so hoch, daß ich auf sie herabsehen konnte? Meine Bekanntschaft mit dem Fürsten Iwan Iwanowitsch? meine Aussprache des Französischen? mein Wagen? meine holländische Wäsche? meine Nägel? Ist denn das alles nicht

Unsinn? So ging es mir manchmal dumpf durch den Kopf unter dem Einfluß des Neides gegen die Kameraden und der einfachen, jungen Fröhlichkeit, die ich vor mir sah. Sie duzten einander alle, die Einfachheit ihres Verkehrs grenzte an Grobheit, aber selbst unter dieser groben Außenseite verriet sich immer die Scheu, einander auch nur irgendwie zu beleidigen. »Schuft, Schwein,« – Worte, die von ihnen in freundschaftlichem Sinne gebraucht wurden, berührten mich peinlich und gaben mir Grund zu geheimem Spott; aber diese Worte beleidigten sie nicht und hinderten sie nicht, miteinander auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen. Im Verkehr untereinander waren sie so vorsichtig und zartfühlend, wie nur sehr junge und sehr arme Leute es sein können.

Ich falle durch.

Endlich kam das erste Examen heran, Differential- und Integralrechnung, ich aber befand mich immer noch in einem seltsamen Rausche und gab mir keine klare Rechenschaft von dem, was mich erwartete. Abends nach den Zusammenkünften mit Suchin und den anderen Kameraden überkam mich oft der Gedanke, daß ich etwas an meinen Überzeugungen ändern müsse, daß irgend etwas an ihnen nicht richtig und nicht gut sei, aber des Morgens bei Sonnenlicht fühlte ich mich wieder *comme il faut*, war sehr befriedigt darüber und wünschte keinerlei Veränderung an mir.

In solcher Stimmung fuhr ich zum ersten Examen. Ich wählte mir einen Platz auf der Seite, wo die Fürsten, Grafen und Barone saßen, begann mit ihnen ein französisches Gespräch, und (so seltsam es klingen mag) es fiel mir nicht einmal ein, daß ich sofort aus einem Gegenstande geprüft werden

sollte, den ich gar nicht kannte. Ich blickte kaltblütig auf die Kameraden, die an den Prüfungstisch herantraten, und erlaubte mir sogar, über einige von ihnen zu spötteln.

»Was ist, Grapp?« sagte ich zu Ilinka, als er von dem Tisch zurückkehrte, »haben Sie Angst ausgestanden?«

»Wir wollen sehen, wie Sie's machen werden,« antwortete Ilinka, der seit seinem Eintritt in die Universität sich vollständig gegen meinen Einfluß aufgelehnt hatte, nicht mehr lächelte, wenn ich mit ihm sprach, und gegen mich unfreundlich gesinnt war.

Ich lächelte verächtlich zu seiner Antwort, obgleich der Zweifel, den er ausgesprochen hatte, mich für einen Augenblick erschreckte. Aber ein Rausch umnebelte wieder diese Empfindung, und ich war wieder zerstreut und gleichgültig, so daß ich sogar versprach, nach der Prüfung (als wenn das für mich die allerunbedeutendste Sache wäre) mit dem Baron S. zu Matern

zum Frühstück zu gehen. Als man mich gemeinsam mit Ikonin aufrief, ordnete ich die Falten meiner Uniform und trat höchst kaltblütig an den Prüfungstisch heran.

Ein leichter Schauer der Angst überlief mich erst dann, als der junge Professor, – derselbe, der mich beim Aufnahmeexamen geprüft hatte, – mir gerade ins Gesicht sah, und als ich das Postpapier berührte, auf dem die Fragen geschrieben waren. Obgleich Ikonin seinen Fragezettel mit derselben schaukelnden Bewegung des ganzen Körpers nahm, wie bei den früheren Prüfungen, antwortete er doch irgend etwas, wenn auch sehr schlecht; ich aber machte es so, wie er es bei der ersten Prüfung gemacht hatte, ja ich machte es sogar noch schlechter, denn ich zog einen zweiten Zettel und antwortete auch auf diesen zweiten kein Wort. Der Professor sah mich mitleidig an und sagte mit leiser, aber fester Stimme:

»Sie werden nicht in den zweiten Kurs kommen, Herr Irtenjew, gehen Sie lieber

gar nicht zum Examen vor; die Fakultät muß gesäubert werden. Und auch Sie, Herr Ikonin,« fügte er hinzu.

Ikonin bettelte wie um ein Almosen um die Erlaubnis, noch einmal geprüft zu werden, aber der Professor antwortete ihm, er werde doch in zwei Tagen nicht das leisten können, was er während des ganzen Jahres nicht geleistet hatte, und er könne auf keinen Fall in den zweiten Kurs eintreten. Ikonin bat wieder kläglich und demütig, aber der Professor wies ihn wieder zurück.

»Sie können gehen, meine Herren,« sagte er mit derselben nicht lauten, aber festen Stimme.

Da erst entschloß ich mich, vom Tische zurückzutreten, und ich schämte mich, daß ich durch meine wortlose Anwesenheit an den demütigen Bitten Ikonins gleichsam teilgenommen hatte. Ich weiß nicht, wie ich durch den Saal an den Studenten vorüberschritt, was ich auf ihre Fragen antwortete, wie ich in den Flur geriet und

wie ich nach Hause kam. Ich fühlte mich beleidigt, gedemütigt und wahrhaft unglücklich.

Drei Tage verließ ich mein Zimmer nicht, sah niemand, fand, wie in meiner Kindheit, Genuß an Tränen und weinte viel. Ich dachte, daß Ilinka Grapp mir ins Gesicht speien würde, wenn er mir begegnete, und daß er damit ganz recht täte; daß Operow sich über mein Unglück freute und es allen erzählte; daß Kolpikow vollkommen recht gehabt hätte, als er mich bei Jar beleidigte; daß meine dummen Reden mit der Fürstin Kornakow keine anderen Folgen haben konnten und so weiter. Alle drückenden, für die Eigenliebe peinlichen Augenblicke meines Lebens kamen mir einer nach dem andern in den Sinn. Ich suchte irgend jemand die Schuld an meinem Unglück zu geben, meinte, jemand habe das alles absichtlich angestiftet, ich erfand eine ganze Intrige gegen mich, murrte gegen die Professoren, die Kameraden, gegen Wolodja und Dmitrij, gegen Papa, weil er mich auf die Universität geschickt hatte, ich

murrte gegen die Vorsehung, weil sie mich eine solche Schmach erleben ließ. Da ich meinte, daß ich in den Augen aller meiner Bekannten für ewige Zeiten gerichtet war, bat ich schließlich Papa um die Erlaubnis, zu den Husaren oder nach dem Kaukasus zu gehen. Papa war unzufrieden mit mir, als er aber meinen großen Kummer sah, tröstete er mich und sagte, so unangenehm die Sache auch sei, so ließe sich doch noch alles gut machen, wenn ich zu einer andern Fakultät überginge. Wolodja, der ebenfalls in meinem Unglück nichts Schreckliches sah, meinte, in der andern Fakultät würde ich mich wenigstens vor den neuen Kameraden nicht zu schämen brauchen.

Unsere Damen verstanden überhaupt nicht, das heißt sie wollten oder konnten nicht verstehen, was ein Examen bedeute, was es heißt, nicht in den andern Kurs hinüberzukommen, und bedauerten mich nur, weil sie meinen Kummer sahen.

Dmitrij besuchte mich täglich und war die ganze Zeit über außerordentlich zart und

sanft; aber grade deshalb schien es mir, als sei er kühler gegen mich geworden. Es erschien mir immer schmerzlich und kränkend, wenn er zu mir heraufkam und sich schweigend ganz nahe zu mir setzte, ungefähr mit dem Ausdruck, mit dem der Arzt sich an das Bett des Schwerkranken setzt. Sofia Iwanowna und Warenka schickten mir durch ihn Bücher, die ich früher zu lesen gewünscht hatte, und baten, ich möge sie besuchen; aber grade in diesen Aufmerksamkeiten sah ich eine stolze, mich kränkende Herablassung zu einem Menschen, der sehr tief gesunken war. Nach drei Tagen beruhigte ich mich ein wenig, aber bis zu unserer Abreise aufs Land ging ich nicht aus dem Haus, dachte immer an meinen Gram, schleppte mich beschäftigungslos aus einem Zimmer ins andere, bemüht, allen Hausgenossen auszuweichen.

Ich sann und sann, und endlich eines Abends spät, als ich allein unten saß und einem Walzer von Awdotja Wassiljewna lauschte, sprang ich plötzlich auf, lief nach

oben, suchte das Heft hervor, das die Aufschrift trug »Lebensregeln«, schlug es auf, und mich überkam ein Augenblick der Reue und des moralischen Aufschwunges. Ich weinte, aber nicht mehr Tränen der Verzweiflung. Als ich zu mir gekommen war, beschloß ich, die Niederschrift der Lebensregeln fortzusetzen, und war fest überzeugt, daß ich nie wieder etwas Schlechtes tun würde, nie auch nur eine Minute müßig sein und nie meinen Grundsätzen untreu werden würde.

Ob dieser moralische Aufschwung lange währte, worin er bestand und welche neue Grundlage er meiner sittlichen Entwicklung gab, werde ich in einem späteren, glücklicheren Teil meiner Jugendzeit erzählen.